Ausgabe **5** | 2017

Sergio Devecchi
Der ehemalige Heimbub, der zum Heimleiter wurde – Seite 36

CURAVIVA

Fachzeitschrift Curaviva
Verband Heime & Institutionen Schweiz

Behindertenrechte

Der lange Weg zu einem selbstbestimmten Leben

Kompetenz aus einer Hand

Topwell informiert

SOLLEN SENIOREN NOCH SELBER KOCHEN?

«Unbedingt», sagt Barbara Meier von der TelliApotheke in Aarau. «Wer selber kocht, isst nicht nur gesünder, sondern beugt auch Vereinsamung, Arthrose und Demenz vor.»

Pharma-Assistentin Barbara Meier ist auch Ernährungsberaterin mit WSZ-Diplom. Sie versteht die Apotheke als lebendigen Ort, an dem auch Überraschungen möglich sind. Hier zeigt sie einer Kundin, was sich Senioren Gutes tun, wenn sie selber kochen.

Die 44-jährige Pharma-Assistentin kennt die Menschen. Ihre Tipps schreibt sie nicht auf einen Rezeptblock. Ihr geht es auch nicht um die Behandlung von Krankheiten, sondern um Vorsorge. Die Themen kommen direkt auf den Ladentisch. Themen, die gut in die Apotheke passen, weil man sich hier für die Kundinnen und Kunden noch richtig Zeit nimmt.

Ernährung im Alter zum Beispiel. Da kann es schon vorkommen, dass Barbara Meier mitten im Gespräch einen Chicorée oder eine Orange hervorzaubert. Ganz unkompliziert, aber sehr ernst gemeint. Denn wenn es ums Kochen geht, hört sie oft den Satz «Das lohnt sich doch nicht mehr für mich». «Viele ältere Damen und Herren sind so bescheiden und denken tatsächlich, dass für sie auch das Fertigprodukt aus dem Supermarkt genügt. Wenn ich ihnen dann sage, dass diese Einstellung aus verschiedener Warte falsch ist, gucken sie mich zuerst mit grossen Augen an.»

Dass frisch zubereitetes Essen gesünder ist, als mit vielen Konservierungsstoffen versehene Fertiggerichte, leuchtet den meisten ein. «Die Qualität des Essens ist das eine. Frische, regionale Produkte, die in der jeweiligen Jahreszeit wachsen, versorgen den Menschen mit dem, was er braucht. Wer selber kocht, muss sich vorher Gedanken machen: Welche Zutaten brauche ich, wo kaufe ich ein. Vielleicht nimmt er ein Kochbuch zur Hand und lässt sich leiten. Das ist Kopfarbeit, die das Gedächtnis fördert und so der Demenz entgegenwirkt. Zum Einkaufen der frischen Zutaten geht er an die frische Luft, bewegt sich, tut etwas für Herz und Kreislauf, und wirkt Übergewicht entgegen. Mir macht es riesig Freude, wenn meine Kunden tatsächlich versuchen, ihr Verhalten zu verändern. Und auch, wenn sie mit weitergehenden Gesundheitsfragen zu mir in die Apotheke kommen. Einige kann ich sogar dazu ermuntern, von unserem apothekeneigenen Bewegungsangebot zu profitieren. Von Frühling bis Herbst gehe ich einmal pro Woche eine gute Stunde lang mit einem Dutzend Seniorinnen und Senioren an der Aare spazieren. Da finden interessante Gespräche statt, und die oft Alleinstehenden kommen in Kontakt mit anderen Leuten. Der Vereinsamung von älteren Menschen möchte ich etwas entgegensetzen.»

Doch zurück zum Kochen. Sind die Zutaten eingekauft, folgt der nächste Posten auf dem kleinen Vitaparcours: «Beim Gemüserüsten ist Feinmotorik gefragt. Tägliches Training hält die Finger beweglich. Das ist ganz wichtig, denn Fingergelenksarthrose ist bei älteren Menschen verbreitet.» Für die Motorik und die Kraft hat Barbara Meier noch einen Tipp parat. «Statt zum Frühstück ein Glas Orangensaftes aus dem Tetrapak zu trinken, könnte man sich frische Orangen kaufen und sie von Hand auspressen. Das ist zwar ein gewisser Aufwand, doch die kräftigen Drehbewegungen von Arm und Handgelenk haben einen guten Trainingseffekt. Sie sind zudem kostenlos, und man kann sie ganz alleine zu Hause machen.»

Und wenn jemand nicht jeden Tag kochen möchte? «Dann empfehle ich, grössere Portionen zuzubereiten und einen Teil davon einzufrieren. Eine feine Gemüsesuppe zum Beispiel, die man auch Wochen später auftauen und noch wunderbar geniessen kann. Und wie wär's mit einem Kochzirkel? Ein paar Kolleginnen bekochen sich gegenseitig und sind jeden Monat einmal Gastgeberin. Oder sie machen schon die Besorgungen gemeinsam und kochen als Team. Alles ist möglich. Neue Geschmäcker, neue Gerüche und neue Ideen beleben den Senioren-Alltag. Und wenn beim einen oder anderen trotzdem ein kleiner Mangel an Vitaminen oder Mineralstoffen auftritt, oder wenn jemand nicht mehr selber kocht, kann man das Defizit mit hochwertigen Produkten aus der Apotheke ausgleichen. Auch bei allgemeinen Fragen zu Demenz und Arthrose helfen wir selbstverständlich gerne weiter.»

TELLI APOTHEKE

Topwell-Apotheken AG
Bereich Institutionelle Kunden, Lagerhausstrasse 11,
8400 Winterthur, www.topwell.ch, Gratis-Hotline: 0800 268 800

«Man übersieht schnell, dass Menschen mit Behinderung viel mehr sind als ihre Behinderung.»

Elisabeth Seifert
Chefredaktorin

Liebe Leserin, lieber Leser

Als wir uns zum ersten Mal trafen, war er für mich einfach ein Mann mit Behinderung, über den ich als Journalistin der «Solothurner Zeitung» ein Porträt schreiben wollte. Das war im Jahr 2011. Daniel Herzig ist körperlich schwer behindert und lebt auch mit kognitiven Einschränkungen. Seine Hilfsbedürftigkeit ist offensichtlich.

Daniel Herzig hat mich aber gezwungen, in ihm nicht nur den Mann mit Behinderung zu sehen, sondern ein Individuum mit ganz bestimmten Interessen und Talenten. Begeistert erzählte er mir von seinem Hobby, der Science-Fiction-Welt, die seit der frühen Kindheit sein Leben bestimmt. Ich war, und bin immer noch, beeindruckt von seinem breiten Wissen über Bücher und Filme mit fantastischen Weltraumgeschichten.

Unser Kontakt ist seither nie mehr ganz abgerissen. Einige Jahre später realisierte ich mit ihm zusammen in der «Solothurner Zeitung» mehrere Artikel, bei denen seine Wünsche, seine Hoffnungen und Sorgen zu all den grundlegenden Fragen im Zentrum stehen, die jeden von uns beschäftigen, mit oder ohne Behinderung: Wohnen, Arbeit und Verdienst, das Beziehungsleben. Ein Interview mit ihm drucken wir in dieser Ausgabe der Fachzeitschrift erneut ab. Die Mai-Nummer ist den Behindertenrechten und vor allem der Uno-Behindertenrechtskonvention gewidmet.

Wenn Daniel Herzig und ich uns heute ab und zu auf einen Kaffee treffen, vergesse ich manchmal, dass ich einem Menschen mit Behinderungen gegenübersitze. Es geht um sein Leben und auch um mein Leben, wir tauschen uns aus. Dass er bei jedem Bissen und jedem Schluck auf meine Hilfe angewiesen ist, nehme ich kaum wahr. Er, der mit schweren Beeinträchtigungen lebt, hat mir die Augen geöffnet für die Bedeutung der Behindertenrechtskonvention, aber auch für den hohen Anspruch, den diese an uns stellt.

Schnell übersieht man, dass Menschen mit Behinderung viel mehr sind als ihre Behinderung. Neben dem generellen Anspruch auf Gleichberechtigung geht es in der Konvention besonders um die gesellschaftliche Wertschätzung von Menschen mit einer Behinderung. Sie sollen ihren Fähigkeiten und Eigenschaften entsprechend in unserer Gesellschaft ihre ganz individuellen Lebenspläne verfolgen können.

Diese «soziale Inklusion», die selbstverständliche Teilhabe von Menschen mit körperlichen, kognitiven oder psychischen Einschränkungen, fordert alle Teile der Gesellschaft. Privatpersonen, Politiker und Behörden genauso wie soziale Institutionen. Die Schweiz macht viel für Menschen mit Behinderungen. Prominent besetzte Trägerschaften geben eine Menge Geld aus für den Bau oder die Erweiterung neuer Wohnheime und Werkstätten. Kommen wir damit aber wirklich immer den Wünschen und Bedürfnissen der Frauen und Männer mit einer Beeinträchtigung nach? In jüngerer Zeit sind in verschiedenen Kantonen politische Bemühungen erkennbar, die Menschen mit einer Behinderung vermehrt zu selbstbestimmten Wohn- und Arbeitsformen verhelfen wollen. Kürzlich etwa ist im Zürcher Kantonsparlament eine entsprechende Motion eingereicht worden.

Die Präambel der Behindertenrechtskonvention hält fest, dass die Teilhabe von Menschen mit einer Behinderung ihr Zugehörigkeitsgefühl verstärken und zu «Fortschritten in der menschlichen, sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung der Gesellschaft» führen werde. Lassen wir uns diese Chance nicht entgehen. ●

Pistor:
«Dynamik und
Kontinuität»
Thomas Boog, Pistor Kunde
Zentrum Höchweid, Ebikon
www.pistor.ch
pistor

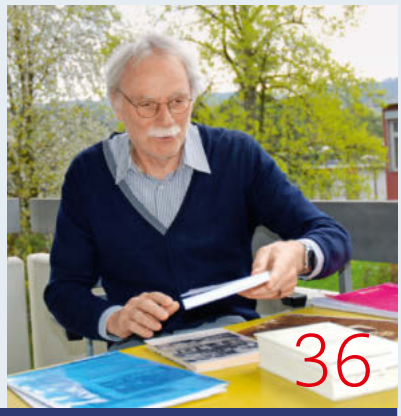
Daniel Herzig

18

Palliative Care

22

Sergio Devecchi



36

Inhaltsverzeichnis

Behindertenrechte

«Es braucht eine Alltagskultur der Menschenrechte»
Gesetze und Vorschriften seien wichtig. Aber es brauche auch eine behindertenfreundliche Alltagskultur – sagt Gülcan Akkaya, Spezialistin für Behindertenrechte. 6

Das zweite Leben
Nils Jent ist seit einem Motorradunfall blind und gelähmt. Und er ist Professor an der Hochschule St. Gallen. 11

Eine Stadt für Behinderte
Die Schweizer Städte bemühen sich um Behindertengerechtigkeit. Zu oft noch empfindet man es aber als lästige Pflicht. 14

Der Science-Fiction-Spezialist
Daniel Herzig lebt seit Geburt mit einer cerebralen Bewegungsstörung. Er ist Science-Fiction Autor und kämpft um die Anerkennung der Gesellschaft. 18

Lebenslange Palliative Care
Menschen mit schwersten Behinderungen können nicht autonom ihr Leben leben. Eine gute Palliative Care respektiert ihre Bedürfnisse. 22

Eine Stelle im ersten Arbeitsmarkt
Luan Trolli hat gefunden, worauf viele Menschen mit Beeinträchtigung hoffen: Einen attraktiven Job in einer KMU-Firma. 27

Eigene Vorstellungen verwirklichen
Im Arbeits- und Wohnzentrum Kleindöttingen lernen Menschen mit Beeinträchtigungen, ihr Leben selbstbestimmt zu leben. 28

Barrierefreies Bauen
Gesetze und Vorschriften verpflichten Bauherren, behindertengerecht zu bauen. In der Praxis müssen immer wieder Kompromisse gefunden werden. 32

Kinder & Jugendliche

Vom Heimkind zum Heimleiter
Der langjährige Heimleiter und Integras-Präsident Sergio Devecchi war selbst ein Heimkind. Jetzt hat er seine Lebenserinnerungen aufgeschrieben und macht sich Gedanken zur Sozialpädagogik. 36

Alter

Sozialer Isolation vorbeugen
Viele ältere und alte Menschen wollen sich und der Umgebung Hördefizite nicht eingestehen. Sie verzichten auf Hilfe und Hilfsmittel. Das kann schnell in die soziale Isolation führen. 40

Berührende Liebesgeschichte
Der US-amerikanische Autor Kent Haruf hat eine Liebesgeschichte geschrieben. Die Hauptpersonen sind um die 70 Jahre alt. 41

Management

Kochbuch aus Heim und Pflege
Ein neues Buch vereint Rezepte, die Heimbewohnerinnen, Heimbewohner und Pflegefachfrauen zusammengetragen haben. 43

Journal

Kolumne 44
Kurznachrichten 44
Stelleninserate 34, 46

Titelbild: Die Schweiz hat sich mit der Unterschrift unter die Uno-Behindertenrechtskonvention verpflichtet, dafür zu sorgen, dass auch Menschen im Rollstuhl oder mit anderen Handicaps die öffentlichen Verkehrsmittel ohne fremde Hilfe benützen können. Noch ist das nicht überall möglich. Foto: Keystone

Impressum Redaktion: Elisabeth Seifert (esf), Chefredaktorin; Urs Tremp (ut); Claudia Weiss (cw); Anne-Marie Nicole (amn) • Korrektorat: Beat Zaugg • Herausgeber: CURAVIVA – Verband Heime und Institutionen Schweiz, 2017, 88. Jahrgang • Adresse: Hauptsitz CURAVIVA Schweiz, Zieglerstrasse 53, 3000 Bern 14 • Briefadresse: Postfach, 3000 Bern 14 • Telefon Hauptnummer: 031 385 33 33, Telefax: 031 385 33 34, E-Mail: info@curaviva.ch, Internet: www.fachzeitschrift.curaviva.ch • Geschäfts-/Stelleninserate: Zürichsee Werbe AG, Fachmedien, Laubisrütistrasse 44, 8712 Stäfa, Telefon: 044 928 56 53, E-Mail: markus.haas@fachmedien.ch • Stellenvermittlung: Telefon 031 385 33 63, E-Mail: stellen@curaviva.ch, www.sozjobs.ch • Satz und Druck: AST & FISCHER AG, New Media and Print, Seftigenstrasse 310, 3084 Wabern, Telefon: 031 963 11 11, Telefax: 031 963 11 10, Layout: Susanne Weber • Abonnemente: Natascha Schoch, Telefon: 041 419 01 60, Telefax: 041 419 01 62, E-Mail: n.schoch@curaviva.ch • Bestellung von Einzelnummern: Telefon: 031 385 33 33, E-Mail: info@curaviva.ch • Bezugspreise 2014: Jahresabonnement Fr. 125.–, Einzelnummer Fr. 15.–, inkl. Porto und MwSt.; Ausland, inkl. Porto: Jahresabonnement Fr. 150.–, Einzelnummer keine Lieferung • Erscheinungsweise: 11×, monatlich, Juli/August Sommerausgabe • Auflage: Druckauflage 4000 Ex., WEMF/SW-Beglaubigung 2013: 3000 Ex. (Total verkaufte Auflage 2911 Ex., Total Gratisauflage 89 Ex.), Nachdruck, auch auszugsweise, nur nach Absprache mit der Redaktion und mit vollständiger Quellenangabe. ISSN 1663-6058

Wie steht es in der Schweiz mit der Gleichstellung von Menschen mit Behinderung?

«Es braucht eine Alltagskultur der Menschenrechte»

In der Schweiz gibt es seit 13 Jahren das Behindertengleichstellungsgesetz. Und vor drei Jahren hat unser Land die Uno-Behindertenrechtskonvention ratifiziert. Von einer wirklichen Gleichstellung und Teilhabe sei die Schweiz jedoch noch einiges entfernt, sagt Gülcan Akkaya*.

Interview: Urs Tremp

Frau Akkaya, ist die Schweiz ein behindertenfreundliches Land?
Gülcan Akkaya: Es ist tatsächlich einiges getan worden in den letzten Jahren und Jahrzehnten. Aber es gibt noch vieles zu tun. Von einem wirklich behindertenfreundlichen Land kann man so gesehen nicht reden.

Und im Vergleich zu unseren Nachbarländern?
Wir stehen sicher nicht schlecht da. Aber es gibt Bereiche, in denen man noch einiges unternehmen könnte.

* **Gülcan Akkaya** ist Dozentin/Projektleiterin am Institut für Soziokulturelle Entwicklung an der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit. Die Kompetenzschwerpunkte der promovierten Politikwissenschafterin sind u.a. Grund- und Menschenrechte, Rassismus, Zivilgesellschaft, freiwilliges Engagement. Sie ist Herausgeberin des Leitfadens «Grund-und Menschenrechte von Menschen mit Behinderungen» (2016).

Wo fehlt es denn?
Nur zwei Stichworte: Mobilität und Arbeitsintegration. Der Gesetzgeber könnte da viel mehr tun. Vor allem aber muss der Gedanke der Uno-Behindertenrechtskonvention tiefer in der Gesellschaft und in der Politik verankert werden. Es braucht eine nationale Behindertenpolitik, damit das Thema auch präsent bleibt.

Sind denn die Uno-Konvention und das eidgenössische Behindertengleichstellungsgesetz nur Makulatur?
Natürlich haben wir uns an die Uno-Konvention und an das Behindertengleichstellungsgesetz zu halten, auch an das Diskriminierungsverbot in der Bundesverfassung. Aber in der Praxis, im Alltag gibt es nach wie vor Lücken, auch Wissenslücken.

Was meinen Sie?
Man muss zum Beispiel immer wieder erklären, dass es nicht um Sonderrechte für Menschen mit Behinderungen geht, sondern um die Stärkung ihrer Rechte: Recht auf Mobilität zum Beispiel, oder Recht auf Arbeit und Wohnung, kurz: das Recht auf ein selbstbestimmtes Leben. So wie es Menschen ohne eine körperliche oder geistige Einschränkung auch haben. Es kommt etwas anderes dazu: Noch immer werden Beeinträchtigungen und Behinderungen durch die medizinische Brille und als gesundheitliches Defizit angesehen. Das ist nicht zutreffend. Behinderungen sind Teil der gesellschaftlichen Vielfalt. Dieses Bewusstsein ist noch zu wenig vorhanden in unserer Gesellschaft und damit auch in der Politik.

Nun kann man nicht von einem Tag auf den andern die Welt so umbauen, dass Menschen mit einer Behinderung Wohnungen haben, die ihnen entsprechen, oder jederzeit jede Eisenbahn und jeden Bus benützen können. Haben Sie kein Verständnis für die SBB, die gerade jüngst ihre behindertengerechten

In der Stadt Bern soll künftig jedes Bauprojekt im öffentlichen Raum konsequent hindernisfrei geplant und umgesetzt werden: «Man weiss, auf was welche Menschen mit unterschiedlichen Beeinträchtigungen angewiesen sind.» Foto: Alexander Egger

Ausbaupläne in die weitere Zukunft verschoben hat mit dem Argument, dass es mehr Zeit brauche als angenommen?
Ich verstehe schon, dass es Zeit braucht. Aber es gibt das Behindertengleichstellungsgesetz in der Schweiz seit 13 Jahren. Zeit hätte man schon in der Vergangenheit gehabt. Für die Betroffenen ist es unerträglich, wenn Termine immer wieder hinausgeschoben werden. Dann bleibt das Recht auf Mobilität tatsächlich Makulatur.

Es gibt eine breite Vielfalt an Behinderungen. Das aber bedeutet, dass die Anforderungen an die Umwelt für ein selbstbestimmtes Leben ganz unterschiedliche sind. Da ist es doch verständlich, dass eine Umsetzung des Behindertengleichstellungsgesetz viel Zeit braucht?
Selbstverständlich muss man die unterschiedlichen Bedürfnisse berücksichtigen. Aber beim öffentlichen Verkehr, zu dem alle Menschen – mit und ohne Behinderungen – Zugang haben sollten, müsste es doch möglich sein, dass man entsprechende Massnahmen in nützlicher Zeit umsetzt. Man weiss, auf was welche Menschen mit unterschiedlichen Beeinträchtigungen angewiesen sind.

«Es geht nicht um Sonderrechte, es geht um die Stärkung der verbürgten Rechte.»

Woran liegt es denn Ihrer Ansicht nach, dass Anpassungen immer wieder aufgeschoben werden – Desinteresse, vermeintlich fehlende Dringlichkeit, fehlender politischer Druck?
Gäbe es in der Schweiz eine kohärente Behindertenpolitik, die auch in der Öffentlichkeit diskutiert würde, dann wäre der Druck sicher stärker. Man würde die entsprechenden Massnahmen schneller in die Wege leiten und umsetzen.

Warum gibt es den politischen Druck nicht?
Menschen mit Behinderungen und Einschränkungen haben in der Schweiz – aber auch anderswo – eine schwache Lobby. Ich sage es noch einmal: Behinderungen sind Teil der gesellschaftlichen Vielfalt. Das muss uns klar werden.

Mit Gesetzen oder Uno-Konventionen allein kann man dieses Bewusstsein allerdings nicht fördern. >>

Es braucht natürlich die Gesetze und die Konventionen. Sie sind wichtige Schritte auf dem Weg zur Gleichstellung. Aber es braucht eben auch eine Alltagskultur der Menschenrechte.

Wie wollen Sie dies hinkriegen?

Bildung ist wichtig, Aufklärungsarbeit. Die Sensibilisierung muss in allen Teilen der Gesellschaft passieren. Es muss im Berufsleben selbstverständlich werden, dass Menschen mit einer Behinderung unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind. Dazu müssen wir Vorurteile und Stereotypen, die wir in den Köpfen herumtragen, korrigieren und anpassen.

«Natürlich braucht es Zeit. Man hätte diese aber schon in der Vergangenheit gehabt.»

Hat die fehlende – wie Sie sagen – «Alltagskultur der Menschenrechte» nicht auch damit zu tun, dass Menschen mit Behinderungen im Alltag der meisten Menschen nicht präsent sind und man sich an die Abwesenheit gewöhnt hat?

Tatsächlich hat man die Menschen mit Einschränkungen lange Zeit abgeschottet und von der Gesellschaft ferngehalten. Sie hatten ihre Einrichtungen, gingen dort zur Schule, haben dort gearbeitet und auch dort gewohnt. Das hat dazu beigetragen, dass viele Menschen heute im Umgang mit behinderten Menschen unsicher und verlegen sind.

Die meisten Menschen wissen tatsächlich nicht, wie sie jemandem mit einer Behinderung begegnen sollen. Um nicht in eine Peinlichkeit zu geraten, gehen sie der Begegnung lieber aus dem Weg.

Tatsächlich stelle auch ich diese Berührungsängste fest. Das hat damit zu tun, dass viele Menschen eine Behinderung als

Theater geht auch für blinde Menschen

Das Schauspiel Leipzig hat seit Dezember 2013 ein besonderes Angebot in seinem Programm: Monatlich findet eine Vorstellung mit Live-Audiodeskription statt. Diese ermöglicht blinden und sehbehinderten Menschen, den Vorgängen auf der Bühne besser zu folgen. Wie es funktioniert? Über Kopfhörer erfahren die blinden Zuschauerinnen und Zuschauer, was sich auf der Bühne tut – wie die Schauspielerinnen und Schauspieler sich bewegen, wie das Bühnenbild aussieht, was das Licht macht. Jedes Detail bekommen die Besucherinnen und Besucher genau beschrieben. Bei einer Inszenierung von Lessings «Emilia Galotti» heisst es dann etwa auf der Tonspur: «Im Gegenlicht zeichnet sich Emilias Silhouette ab. Sie lehnt seitlich am hinteren Pfeiler.»

Damit die blinden Zuschauerinnen und Zuschauer sich vorstellen können, in welchen Dimensionen sich dies alles abspielt, sind sie vor der Vorstellung eingeladen, die Bühne abzuschreiten, um sinnlich wahrzunehmen, in welchem Raum sich die Theatervorführung bewegt.

Während der Vorstellung selbst wird das Geschehen auf der Bühne so neutral und präzise wie möglich beschrieben, «um den Besuchern keine Emotionen vorzugeben, sondern einen absolut reinen Blick zu bekommen». Die grössere Herausforderung ist allerdings, möglichst wenig Worte zu verlieren. Denn die Audiobeschreibung muss immer genau in die Lücke passen – wenn auf der Bühne gerade nicht geredet wird: «Der Prinz hockt am Boden. Er hebt einige Blütenblätter auf, lässt sie durch seine Hände rinnen, steht auf und wendet sich Marinelli zu. Nervös fasst er sich ans Kinn.»

Inzwischen hat das Schauspiel Leipzig sein Haus weiter für blinde und sehbehinderte Menschen umgerüstet. Seit Oktober 2015 können sich blinde und sehbehinderte Menschen mit der Hilfe eines taktilen Leitsystems im Haus orientieren. Das Theaterhaus im Osten Deutschland ist bislang die einzige Bühne im deutschsprachigen Raum, die regelmässige Audiodeskription-Aufführungen anbietet.

Blinde Theaterbesucher auf der Bühne des Schauspiels Leipzig: Sinnliche Erfahrung.

Defizit wahrnehmen und den Menschen mit einer Beinträchtigung mit Mitleid begegnen und sie als Objekt der Fürsorge ansehen und nicht als selbstbestimmtes Individuum. Die Peinlichkeit entsteht, weil man gleichzeitig ja irgendwie weiss, dass Menschen mit einer Behinderung gleichberechtigt Teil der Gesellschaft sind. Diese Peinlichkeiten kann man nur vermeiden, wenn Menschen mit einer Behinderung Teil des Alltags werden. Sie leben in unserem Quartier, arbeiten mit uns zusammen, haben gleiche Interessen und so weiter. Dann wird auch selbstverständlich, dass diese Menschen nicht privilegiert werden, sondern mit den gleichen Rechten und Pflichten in unserer Gesellschaft leben. Mir scheint zuweilen, dass eine Mehrheit der Schweizer Bevölkerung das Gefühl hat, die Behindertenrechte seien ja gewährleistet. Entsprechend empfinden sie die Forderungen der Behinderten und ihrer Verbände als Zwängerei oder gar als Forderung nach Sonderrechten.

«Es gibt noch zu viele Barrieren. Dabei wäre es oft ganz einfach, diese abzubauen.»

Was sagen Sie den Menschen, die so empfinden?
Es ist kein Sonderrecht, wenn ein Mensch für sich beansprucht, selbstbestimmt zu leben. Für Menschen ohne Behinderung ist das eine Selbstverständlichkeit. Genauso muss es eine Selbstverständlichkeit sein für Menschen mit Einschränkungen.

Das ist heute nicht möglich?
Bei der Wohnungswahl sicher nicht. Erstens sind längst nicht alle Wohnungen so erreichbar und eingerichtet, dass auch Menschen mit einer Behinderung in ihnen wohnen können. Oder dann sind sie so teuer, dass finanzielle Gründe verunmöglichen, dort zu wohnen.

Und wie soll man dem abhelfen?
So wie man Wohnungen baut für Familien mit kleineren und mittleren Einkommen, so muss es auch ein Wohnungsangebot geben für Menschen mit Beeinträchtigungen. Das wird noch viel zu wenig gefördert.

Wie könnte dies konkret gefördert werden? Soll man festlegen, wie viele Wohnungen in einer Neuüberbauung für welche Art von Behinderung eingerichtet werden müssen – also eine Art Quotenregelung?
Das wäre tatsächlich eine Möglichkeit. Kommunale Bauordnungen können dies gezielt steuern. Man fördert günstiges Wohnen für Familien, für junge Menschen, für Studierende. Warum nicht auch für Menschen mit Handicap? Heute können Menschen mit einer Einschränkung oft nicht selbst bestimmen, wo sie wohnen und mit wem zusammen sie wohnen möchten. Für ein selbstbestimmtes Leben ist die Wohnfreiheit aber eine wichtige Voraussetzung.

Können denn tatsächlich alle Menschen mit einer Beeinträchtigung selbstbestimmt entscheiden und selbstbestimmt leben?
Selbstverständlich nicht. Es gibt und wird immer Menschen geben, die Unterstützung brauchen. Aber auch da dürfen wir nicht zuerst oder ausschliesslich auf die Defizite schauen, sondern wir müssen fördern, was diese Menschen in ihrem Leben selbstständig und eigenverantwortlich bewältigen können.

Passiert dies noch zu wenig?
Man muss das individuell anschauen. Gibt es Angebote für diese Menschen? Gibt es Assistenzmöglichkeiten? Wer bezahlt diese Unterstützungsmassnahmen? Auch da muss die Gesellschaft offener werden und Möglichkeiten schaffen, dass diese Menschen im Rahmen ihrer Möglichkeiten ein eigenständiges Leben führen können. Es gibt noch zu viele Barrieren. Dabei wäre es oft einfach, diese Barrieren abzubauen.

Es gibt Menschen, deren Defizite ein auch nur teilweise selbstbestimmtes Leben sehr schwierig machen. Diese Menschen leben heute in Heimen. Gibt es eine Alternative zu den Heimen?
Diese Frage wird sehr kontrovers diskutiert. Mich dünkt, es braucht Heime, die Wohnmöglichkeiten bieten, die den Bedürfnissen der Bewohnerinnen und Bewohnern entsprechen. Ein Heim aber darf nicht bedeuten: Abschottung. Es wird immer Menschen geben, die auf Hilfe und Unterstützung angewiesen sind. Doch auch in Heimen haben Menschen ein Anrecht auf Selbstbestimmung und Autonomie. Es ist und wird in Zukunft Aufgabe der Heime sein, Selbstbestimmung und Autonomie zu stärken. Das geht sicher besser in kleineren Einheiten und dezentral. Man wird wohl wegkommen von den grossen Einrichtungen. In meinen Augen ist das die richtige Richtung. Wichtig scheint mir zudem, dass Heime gleichfalls vom defizitorientierten Denken abkommen und so Selbstbestimmung und Teilhabe fördern.

«Heime wird es weiter brauchen, aber das Heim darf nicht mehr bedeuten: Abschottung.»

Dürfen denn Menschen mit einer Behinderung tatsächlich überall Selbstbestimmung und Teilhabe einfordern? Auch dann, wenn sie damit andere stören?
Wie meinen Sie das?

Ich mache ein Beispiel: Jemand, der ein Beatmungsgerät braucht, besucht eine Opernaufführung. Das Gerät ist ziemlich laut und wirkt für das Publikum und wohl auch für die Akteure auf der Bühne störend.
Warum sollen Leute mit einer Beeinträchtigung nicht am kulturellen Leben teilnehmen dürfen?

Auch mit dem Beatmungsgerät in der Oper?
Ja. Da können wir als nicht beeinträchtigte Opernbesucher zeigen, dass wir wirklich tolerant sind. Aber selbstverständlich sind das ethische Dilemmatasituationen – für beide Seiten. Es ist ja nicht die Absicht des Menschen mit einem Beatmungsgerät, die anderen zu stören. Dieser Mensch möchte ganz einfach am kulturellen Leben teilnehmen, wie es ihm auch zusteht. ●

Einzigartige Angebote

MAS Gerontologie – Altern: Lebensgestaltung 50+
Beginnen Sie Ihre interdisziplinäre, praxisorientierte Weiterbildung mit einem der folgenden CAS-Studiengänge:

- **CAS Altern im gesellschaftlichen Kontext**
  24 Studientage, Juni 2017 bis Januar 2018
- **CAS Demenz und Lebensgestaltung**
  26 Studientage, September resp. November 2017 bis Oktober 2018
- **CAS Altern – systemisch betrachtet**
  24 Studientage, Oktober 2017 bis Mai 2018
- **CAS Angehörigen-Support kompakt**
  26 Studientage, November 2017 bis Oktober 2018
- **CAS Gerontologie als praxisorientierte Wissenschaft**
  24 Studientage, Januar bis September 2018

DAS Demenz und Lebensgestaltung
Interprofessionell, innovativ und ethisch denken und handeln
52 Studientage, September resp. November 2017 bis Oktober 2019

CAS Musikbasierte Altersarbeit
Musikbasierte Interventionen mit Menschen höheren Alters
14 Studientage, Oktober 2017 bis Mai 2018

Nächste Infoveranstaltungen:
4. Juli und 29. August 2017, jeweils 18:15 Uhr in Bern

Individuelle Beratung und weitere Informationen unter T 031 848 44 44
oder E-Mail weiterbildung.alter@bfh.ch

www.alter.bfh.ch

Berner Fachhochschule

▸ Institut Alter

Berufsbegleitende *Weiterqualifikation*

Zeit- und ortsunabhängig studieren an der **Fernfachhochschule Schweiz**

flexibel. berufsbegleitend. digital.
www.ffhs.ch

Bachelor Ernährung & Diätetik

Master of Advanced Studies Gesundheitsförderung

Start Herbst 2017

Kombination E-Learning & Face-to-Face-Unterricht
für grösste zeitliche Flexibilität

FFHS
Fernfachhochschule Schweiz

Urs Brunner, Heimleiter Regionales Alters- und Pflegezentrum Feldheim Reiden

Die Resultate aus den Befragungen unserer Bewohner, deren Angehörigen und des Personals mit dem Messsystem von *NPO PLUS* zeigen uns auf, wo unsere Stärken und Entwicklungspotenziale liegen. Der integrierte Benchmark zu anderen Institutionen ist für uns dabei besonders wichtig.

Befragung von Bewohnern, Mietern, Angehörigen und Mitarbeitenden

NPO PLUS

NPO PLUS, Institut für Meinungs- und Sozialforschung, Postfach, 8853 Lachen
Tel. 055/462 28 14, www.npoplus.ch

Mit Ihrer Spende geben Sie Kindern in aller Welt eine Zukunft:

www.sos-kinderdorf.ch
PC 30-31935-2

ZEWO

Gleichstellung in der Arbeitswelt ist heute vielerorts erst eine schöne Vision

Im zweiten Leben kämpft Nils Jent vor allem gegen äussere Barrieren

Seit einem Motorradunfall ist Nils Jent blind, gelähmt und hat eine Sprachbehinderung. Er hat trotzdem studiert und leitet an der Universität St. Gallen die angewandte Ability-Forschung. Seine Vision: Eine Arbeitswelt, die sich auf die «Abilities» konzentriert statt auf «Disabilities».

Von Claudia Weiss

Fast quälend langsam streckt die gekippte Schildkröte ihren Kopf aus dem Panzer, stützt ihn auf dem Boden ab und dreht sich aus ihrer hilflosen Rückenlage auf die Beine. Mit schierer Willenskraft schafft sie, was zuerst unmöglich schien.

Die Szene ist symbolisch für die Leistung, die der mittlerweile 55-jährige Nils Jent vollbracht hat. Und sie ist der Einstieg zu einem Dokumentarfilm über sein zweites Leben, der vor einigen Jahren am «Zurich Film Festival» gezeigt wurde und den Publikumspreis gewann.

Sein erstes Leben war ein äusserst aktives gewesen, zusammengefasst auch im Buch «Ein Leben am Limit»:

Nils Jent, geboren am 25. Februar 1962 in Brugg, wuchs zu einem grossen, kräftigen Jugendlichen heran, er konnte ausgezeichnet schwimmen, Turmspringen, Skifahren und Judokämpfen. Er spielte in einer Band Bassgitarre und wilde Querflöte wie sein Vorbild Ian Anderson von der Rockgruppe Jethro Tull. Und er fuhr Motorrad.

Bis zu jener Nacht im Mai 1980. Der 18-Jährige fuhr über eine Kurve hinaus, stürzte in eine Fussgängerunterführung und blieb schwer verletzt liegen. Als er drei Wochen nach einer mehrstündigen Notoperation und einem achtminütigen Herzstillstand wieder aus dem Koma aufwachte, konnte der bisher sportliche junge Mann nicht mehr sehen, sprechen und sich rühren. Eine Situation, in der sich viele selber aufgegeben hätten. Nils Jent hingegen sagte sich, sein Herz habe wohl nicht umsonst wieder zu schlagen begonnen. Er mobilisierte seinen Willen und bündelte all seine Kräfte, um sich ein zweites, völlig anderes Leben aufzubauen, indem er nicht mehr der Vergangenheit nachtrauerte, sondern seine Gedanken ausschliesslich auf die Gegenwart richtete: «Nur so konnte ich aus den kleinsten Erfolgen Energie generieren – Energie, die ich brauchte, um den nächsten kleinen Schritt zu gehen.»

Die Schritte waren zäh. Noch lebhaft erinnert sich Jent an den IV-Berater, der ihm vorschlug, es künftig mit Körbeflechten oder Kaltschweissen zu versuchen. «Manuelle Berufe aber betonen meine grössten Defizite statt meine Stärken», so viel war ihm sofort klar. Also setzte er sich gegen alle Widerstände erneut auf die Schulbank, holte mit 27 Jahren die Matur nach und absolvierte fast in Rekordzeit an der Hochschule St. Gallen das Betriebswirtschaftsstudium. Den Stoff dafür musste er im Kopf speichern, weil er nicht einfach rasch etwas nachschlagen kann. Seither funktioniert sein Gedächtnis brillant.

Was die Berufswelt anbelangt, lässt die Realität Nils Jent manchmal schier verzweifeln.

Sich selber hat Nils Jent nie aufgegeben

Heute ist Nils Jent Doktor der Ökonomie und leitet die angewandte Forschung des Center for Disability and Integration an der Universität St. Gallen (siehe Seite 12). Trotz seinen Behinderungen lebt er selbstständig in seinem Haus, lässt sich von der Spitex helfen und rollt im Bürostuhl durch die Zimmer. «Aufgeben war nie ein Thema», sagt er. Jedenfalls in seiner persönlichen Geschichte.

Was allerdings die Berufswelt und die Haltung der Gesellschaft gegenüber Menschen mit Behinderung anbelangt, lässt den Professor für Diversity und Ability Management heute manch- >>

mal schier verzweifeln. Auf die Frage, was sich in der Arbeitswelt seit der Ratifizierung der Uno-Behindertenrechtskonvention 2014 geändert habe, ist seine erste spontane Mail-Antwort: «Es gäbe einen Depro-Bericht mit schwarzem Trauerrand, falls Sie von mir ein ehrliches Statement erwarten.» Später präzisiert er: «Inklusion klingt nach sozialem Engagement und macht sich gut auf der Agenda. Wenn man aber hinter die Fassaden blickt, wird deutlich, dass es sich oft um reine Alibiübungen handelt, die in der Realität zu keinerlei Verbesserung der Situation führen.»

Dabei machen ausgerechnet äussere Barrieren Nils Jent oft wesentlich mehr zu schaffen als sein behinderter Körper: «Behindernde Infrastrukturen, exkludierende Zugänglichkeiten oder Menschen, die mich nur durch ihre Defizitbrille sehen, als Minderleister eben.» Gefragt werde vielerorts immer noch: «Was geht aufgrund einer Behinderung nicht?», statt zu klären: «Was kann die Person aufgrund ihrer Behinderung besonders gut, möglicherweise sogar besser als der Durchschnitt jener Menschen ohne Behinderung?»

Nicht alle in einen Topf werfen

Oft würde bereits eine differenziertere Haltung über viele Hindernisse hinweghelfen, findet er: «Nach wie vor werden allzu häufig Menschen mit Behinderungen in einen Topf geworfen und eine Behinderung mit einer geistigen Einschränkung beziehungsweise mit einer niedrigen Intelligenz gleichgesetzt.» Dabei bräuchten Menschen im Rollstuhl, jene mit einer Sehbehinderung oder andere mit einer geistigen Einschränkung im Alltag völlig unterschiedliche Lösungsansätze. «Deshalb gibt es auch nicht einfach ein Inklusionskonzept für Unternehmen, das Punkt für Punkt umgesetzt werden kann.» Das müsse individuell und passgenau gelöst werden, einfach «ein bisschen Inklusion mit einem halbtägigen Kurs» genüge nicht: «‹Ein bisschen schwanger sein› geht ja auch nicht.»

Jent wünscht von Betrieben: Weg von starren Strukturen, hin zu lebendigen, flexiblen Systemen.

Als Ability-Forscher kritisiert Professor Jent vor allem die immer noch vorherrschende Haltung der Leistungsgesellschaft, Menschen nach ihrem quantitativen Output statt nach ihrer qualitativen Leistung zu beurteilen. «Was ist Leistung überhaupt?», fragt er und erklärt, diese sei ausser im Bereich der Fertigung ohnehin kaum wirklich messbar. Umso mehr fordert er dringend einen Werthaltungswandel, denn noch schwerwiegender als Barrieren baulicher oder infrastruktureller Art wiege der nach wie vor defizitorientierte Blickwinkel der Gesellschaft.

Bücher: «Essenzen des Wahrnehmens» von Nils Jent. Bech-Verlag.
«Dr. Nils Jent. Ein Leben am Limit» von Röbi Koller. Wörterseh-Verlag.
Film: «Unter Wasser atmen» von Andri Hinnen und Stefan Muggli. Instantview-Filmproduktionsgesellschaft.
Informationen zu Diversität: www.innocuora.com

Voller Einsatz für «Diversity»

Nils Jent ist seinen beruflichen Weg trotz zahlreichen Behinderungen gegangen: Nach der Promotion mit Auszeichnung wurde er 2002 an der Universität St. Gallen Leiter des IFPM Diversity Centers. In dieser Funktion ist er zu einer Art Botschafter für die Sache behinderter Arbeitnehmer geworden. Heute ist der Doktor der Ökonomie ausserdem Professor für Diversity- und Ability-Management an der Universität St. Gallen (HSG), Direktor der angewandten Forschung des Centers for Disability and Integration (CDI-HSG) sowie Gesellschafter und Mitglied der Geschäftsleitung der Innocuora GmbH für Diversity-Dienstleistungen.

Sein Arbeitsgebiet ist die Verschiedenartigkeit in der Arbeitswelt, inzwischen besser bekannt als «Diversity-Management». Dahinter steht die Erkenntnis, dass berufliche Teams, die sich auch aus beispielsweise Menschen mit Behinderungen, über 50-Jährigen, Ausländerinnen und Homosexuellen zusammensetzen, unter bestimmten Voraussetzungen vor allem bei komplexen Aufgaben bessere Ergebnisse liefern als homogene Gruppen. Jent hält in Firmen Vorträge über den Gewinn durch die gezielte Einbindung der Vielfalt von Mitarbeitenden und berät Unternehmen bei ihrer nutzenstiftenden Umsetzung des innerbetrieblichen Diversity-Managements.

Seit 2009 ist Jent ausserdem verantwortlich für die angewandte Forschung des HSG Centers for Disability and Integration. Diese weltweit in ihrer Art einmalige Institution soll zeigen, wie Menschen mit Behinderung zum Nutzen aller in die Arbeitsprozesse integriert und eingebunden werden können.

«Ausserdem wird heute immer noch nur gehandelt, wenn gesetzliche Verpflichtungen bestehen», findet Nils Jent. Er wünscht sich stattdessen von Betrieben einen Wandel, weg von starren Strukturen, hin zu flexiblen, lebendigen Systemen – ebenso lebendig wie die Menschen, die sich darin bewegen. Nur so könne die «Verschiedenartigkeit in der Arbeitswelt», inzwischen besser bekannt als «Diversity-Management», wirklich genutzt werden. Nur so hätten auch Menschen mit Behinderung eine echte Chance, Menschen, die heute oft an letzter Stelle zu einem Bewerbungsgespräch eingeladen würden – noch nach jenen mit niedriger Qualifikation.

Verschiedenartigkeit bringt Vorteile

In der heutigen Arbeitswelt habe sich der Gedanke, dass Verschiedenartigkeit Vorteile bringt, auch nach drei Jahren Uno-Behindertenrechtskonvention noch nicht durchgesetzt: Unsere ganze Arbeitseinstellung sei immer noch auf Beschleunigung und Effizienz ausgerichtet, sagt Jent. «Menschen mit Behinderung haben es nach wie vor schwerer, einen Arbeitsplatz zu finden, als Menschen ohne Behinderung, und sie werden in der Regel bei gleicher Qualifikation auch schlechter bezahlt beziehungsweise in Funktionen angestellt, die unter ihrer eigentlichen Qualifikation liegen.» Die Bereiche Erwerbsleben und

Nils Jent und seine Geschäftspartnerin Regula Dietsche zeigen auf, wie Diversity im Alltagsgeschäft funktioniert. Foto: Innocuora.com

Bildungswesen seien die aktuell wohl virulentesten Baustellen im Inklusionsbemühen.

Seine Vision wäre deshalb eine Gesellschaft, die vom Defizitgedanken wegkommt und Menschen mit Behinderung so annimmt, wie sie sind. Eine Gesellschaft, die die «Abilities» stärkt statt sich auf «Disabilities» zu konzentrieren. Eine Gesellschaft, die die Vielfalt wertschätzt. Denn diese sei letztlich nicht nur sozial lohnend, sondern auch wirtschaftlich, sagt Jent. «Komparative Kompetenzen» nennt er in seiner Forschung die bestimmten Fähigkeiten, die Menschen aufgrund der Erfahrungen als Frau, Flüchtling oder eben als Mensch mit Behinderung auszeichnen.

Vision: Eine Welt, in der die Abilities gefördert werden statt auf Diabilities zu fokussieren.

Wie solche komparativen Kompetenzen sich ideal ergänzen können, erklärt er am Beispiel von jüngeren und älteren Mitarbeitenden: Verfügen Jüngere tendenziell über mehr körperliche Leistungsfähigkeit, bringen Ältere tendenziell mehr Gelassenheit mit. Dem besseren Kurzzeitgedächtnis der Jüngeren steht die Lebenserfahrung und Geübtheit der Älteren gegenüber, und die bessere Merkfähigkeit der Jüngeren wird ergänzt durch die Fähigkeit zur Übersicht und zum Erfassen von Sinn- und Machbarkeitszusammenhängen von Älteren. Und während Jüngere eher über eine fluide Intelligenz verfügen und damit umstellungsfähig und wendig sind, bieten Ältere eine kristalline Intelligenz, die sie wirkungsvoller urteils- und entscheidungsfähig macht.

Andersartigkeit hat ihren Wert

Andersartigkeit, Vielfalt und Arbeitspartnerschaften, davon ist Nils Jent überzeugt, sind für alle Beteiligten ein Gewinn. Deshalb gefällt ihm die Symbolik der Schildkröte: Langsam, bedächtig, aber hartnäckig zieht sie ihr Ding durch. «Die Schildkröten haben sich den unterschiedlichsten ökologischen Nischen in der Gesellschaft angepasst», vergleicht er. «Das Leben mit einer Behinderung fordert ebenfalls dazu heraus, sich Nischen zu suchen, in denen Andersartigkeit toleriert oder besser noch als Mehrwert verstanden wird.»

Nicht zufälligerweise hat er sein Unternehmen für Diversity Dienstleistungen, das er im gleichwertigen Miteinander mit einer Geschäftspartnerin als universitärer Spin-off zusätzlich führt, «Innocuora» genannt. Der Name setzt sich aus den Begriffen «Innovation» und «Cuora» zusammen. Die Cuora ist eine Scharnierschildkröte, die sich vollkommen in sich selbst zurückziehen kann. Gleichzeitig gilt sie als teilnehmend und wach für Neues. «Die Synthese aus beiden Namensteilen, aus radikaler Neuerung und Selbstbesinnung, symbolisiert unser Selbstverständnis», erklärt Jent auf der Innocuora-Homepage.

Vielleicht können solche Fähigkeiten, gefördert mit dem enormen Willen von Nils Jent, letztlich mehr bewirken als eine Behindertenrechtskonvention. ●

Anzeige

Der Wille zur Inklusion ist ansatzweise vorhanden, mit der Umsetzung hapert es noch

Die wahre Musterstadt wäre wohl noch zu erfinden

Drei Jahre Uno-Behindertenrechtskonvention in der Schweiz: Vollständige Inklusion und Teilhabe an allen Bereichen des Lebens wären das Ziel. Ob sich eine Stadt diesbezüglich zur Vorzeigestadt entwickelt hat? Befragte Fachleute zeigen sich unterschiedlich optimistisch.

Von Claudia Weiss

Die Absicht ist deutlich kundgetan: Mit dem Beitritt zur Uno-Behindertenrechtskonvention (BRK) bekräftigte die Schweiz vor drei Jahren, dass sie sich konsequent für die Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen einsetzen will. Mit dem Behindertengleichstellungsgesetz, das schon zehn Jahre vorher in Kraft getreten war, hat sich die Schweiz ohnehin bereits dazu verpflichtet. Die Ratifizierung der internationalen Norm kann aber vielleicht mit den Jahren das Denken der Gesellschaft im Grossen verändern.

Die freiwillige Bereitschaft nimmt oft im gleichen Mass ab, wie Verpflichtungen zunehmen.

Wie viel sich allerdings in der Schweiz in den drei Jahren seit der Ratifizierung konkret getan hat, beurteilen Fachleute unterschiedlich. Die Aussagen reichen von «keine konkreten Auswirkungen» bis hin zu «wichtige Schritte sind passiert», je nachdem, von welcher Seite man den Erfolg misst. Bern und Basel werden zwar immer wieder als «ansatzweise fortschrittlich» genannt, von Rundum-Inklusion sind sie jedoch weit entfernt. Deshalb sind sich alle Befragten einig: Eine Musterstadt, die sich in verschiedenen Bereichen als vorbildlich hervortut, gibt es in der Schweiz nicht. Und die föderalistischen Strukturen machen die Realisierung einer solchen Stadt nicht einfacher. Allerdings können Fachleute ohne Zögern beschreiben, wie eine Vorzeigestadt ihren Wünschen gemäss aussehen müsste (siehe Kasten Seite 17).

Allein punkto Bauten und Verkehr sind aber die meisten Schweizer Städte vom Ideal entfernt. Immerhin, die Normen zu hindernisfreiem Bauen geben im Hochbau mit SIA 500 seit 2009 und im Tiefbau mit VSS 640 075 seit 2014 exakt vor, wie breit beispielsweise eine Tür oder eine Rampe sein müssen, damit eine Person im Rollstuhl passieren kann. «Diese Normen

Eine vorbildliche Stadt, was die gesamte Haltung der Gesellschaft gegen ihren Ruf und pflegt ihn. Die Universität führt eine eigene Website über

sind ein grosser Fortschritt, denn seither können sich die Verantwortlichen nicht mehr hinter mangelndem Wissen verstecken», sagt Remo Petri, Leiter des Ressorts Bauen, Wohnen, Verkehr von Procap Schweiz. «Wer es richtig machen will, verfügt seither über die nötigen Informationen.»
Die Uno-Konvention hingegen, findet Petri, habe sich für das Engagement auf Gemeindeebene nicht nur förderlich gezeigt. «Früher herrschte oft der Gedanke, ‹was können wir tun, um es gut zu machen?›. Heute stellen sich Verantwortliche vermehrt die Frage, ‹was müssen wir tun, damit es möglichst wenig kostet?›.» Seiner Erfahrung nach nimmt die Bereitschaft, sich besonders für behindertengerechtes Bauen einzusetzen, im gleichen Mass ab, wie die Verpflichtungen zunehmen. Ein weiteres Problem, so Petri, sind die Forderungen des Heimatschutzes. Viele der öffentlich zugänglichen Bauten und Anlagen sind denkmalpflegerisch geschützt und nur bedingt benutzbar für Menschen mit Behinderung. Aufgrund der heutigen Gesetzgebung ist eine befriedigende Anpassung jedoch oft nicht durchsetzbar. Hinzu komme, dass das Inventar der geschützten Bauten laufend grösser werde.

In der Schweiz sind viele öffentliche Bauten von der Denkmalpflege geschützt.

Entgegenkommend, aber nicht initiativ

In den Bereichen «Bildung» und «Organisation von Freizeitangeboten» sieht es nicht rosiger aus: «Ich kenne keine einzige Stadt, die in diesem Bereich als besonders vorbildlich bezeichnet werden könnte», sagt Sabrina Salupo, Ressortleiterin Bildung und Sensibilisierung bei Procap Schweiz. Sie weiss zwar von verschiedenen Bemühungen, allerdings vor allem durch Organisationen wie Procap oder andere Akteure im Bereich Behinderung. Immerhin hat sie die Erfahrung gemacht, dass die Städte in der Regel entgegenkommend reagieren, wenn zum Beispiel eine Procap-Sportgruppe für einen Sportanlass von Menschen mit Behinderungen eine Turnhalle sucht. Aber damit sei das Engagement auch erschöpft. «Mir sind jedenfalls keine spezifischen Projekte bekannt, die durch die Städte oder durch deren Behörden organisiert werden.» Es gäbe allerdings Behindertenkonferenzen, die diese Thematik in Zusammenarbeit mit den Behörden behandeln.

Einheitliche Behindertenpolitik wäre nötig

Dass bisher so wenig Konkretes zu sehen ist, erstaunt Urs Dettling nicht. Der Jurist und Bereichsleiter Sozialpolitik und Dachorganisation bei Pro Infirmis sagt: «Konventionen wie die BRK sind internationale Verträge, keine Gesetzesartikel.» Die genauen Massnahmen und Zielformulierungen müssten erst noch erarbeitet und je nachdem von Rechtsänderungen begleitet werden. «Und für die Umsetzung sind sehr lange Prozesse notwendig.» Noch immer werden heute aber die einzelnen Bereiche wie Bauen, öffentlicher Verkehr, Schule oder Arbeit zu isoliert betrachtet. Um all diese Bereiche mit einer «systematischen strukturellen Klammer» zusammenzuheften, plädiert Jurist Dettling schon seit 20 Jahren vergeblich für eine einheitliche gesamtschweizerische Behindertenpolitik.
In Einzelgemeinden, sagt er, würden zwar einzelne Konzepte umgesetzt, aber nie umfassend. «Zu einem Gesamtpaket von Inklusion würden auch Selbstbestimmung und Autonomie gehören», betont er. Das sind hohe Ziele. Dabei ist oft schon die konkrete Ausführung von Einzelbereichen alles andere als einfach: «Ein Lebensraum für Menschen im Rollstuhl muss ganz anders aussehen als für blinde Menschen.» Seit der Ratifizierung der Uno-Konvention finde jetzt immerhin eine Sensibili- >>

über Menschen mit Behinderung betrifft – nur liegt sie leider nicht in der Schweiz: Berkeley in Kalifornien USA ist richtiggehend stolz auf «Disability Rights and Independent Living Movement». Foto: HO

Ein Architekturstudent an der Universität Berkeley: Nach einer Wirbelsäulenverletzung ganz natürlich inkludiert. Foto: UC Berkeley

sierung statt, sagt Dettling, «ein Austauschen und ein Finden». Ausserdem sei die Schweiz zwar eines der letzten Länder gewesen, die die Konvention ratifiziert haben, aber dafür habe sie auch schon den ersten Staatenbericht abgeliefert. Aufgrund der Erfahrung mit anderen Konventionen könne man davon ausgehen, dass den eingegangenen Verpflichtungen schliesslich eher nachgelebt werde: «Die Schweiz geht nach dem Grundsatz ‹pacta sunt servanda› an die Unterzeichnung derartiger Vereinbarungen und versucht, die Leistungen zu erfüllen.»

«Räder laufen schneller»

Drei Jahre seien eine kurze Zeit für die Umsetzung der Uno-BRK, sagt Caroline Hess-Klein, Stellvertretende Geschäftsleiterin des Dachverbands der Behindertenorganisationen Inclusion Handicap. Da dürfe man keine Wunder erwarten. «Und doch ist schon einiges gelaufen. Der Staatenbericht ist eine erste Auslegeordnung aller bereits bestehenden Vorgaben, das ist ein wichtiger erster Schritt.» Noch in den nächsten Monaten werden zudem die Behindertenorganisationen unter Leitung von Inclusion Handicap einen Schattenbericht dazu abliefern. «Die Wichtigkeit dieser beiden Berichte sind nicht zu unterschätzen», sagt Hess-Klein. Der erste vermittle das Wissen darüber, welche Rechtsgrundlagen auf Bundesebene bestehen, der zweite zeige detailliert, woran es heute konkret fehle und was nötig sei, um die Mängel zu beheben. «Insofern wirkt die Konvention als Katalysator für die Umsetzung der Rechte von Menschen mit Behinderungen.»

Allerdings vermisst auch Hess-Klein den tiefgreifenden Wechsel, der von der Uno-BRK verlangt wird. «Menschen mit Behinderungen müssen sich im Einzelfall immer wieder stark dafür einsetzen, damit ihre Rechte eingehalten werden. Unsere Gesellschaft ist noch keineswegs inklusiv». Die BRK ist viel umfassender als das Behindertengleichstellungsgesetz. «Dieses macht höchstens einen Viertel der BRK aus, es deckt punktuell die Artikel 9 (Zugänglichkeit), 24 (Bildung) und 27 (Arbeit und Beschäftigung) ab.» Nun brauche es noch die systematische Umsetzung in allen Lebensbereichen und zudem viel Sensibilisierung, aber beides lohne sich: «Letztlich wird die Haltung der Gesellschaft durch das Recht beeinflusst.»

Und die Haltung der Gesellschaft wiederum kann die Rechte von Menschen mit Behinderung positiv beeinflussen. So sehr, dass sich Städte geradezu vorbildlich entwickeln können. Peter Wehrli vom Zentrum für selbstbestimmtes Leben in Zürich kann deshalb ohne langes Überlegen eine Stadt als positives Beispiel nennen. Aber sie liegt nicht in der Schweiz. «Berkeley in den USA ist eine tolle Stadt punkto Toleranz und Inklusion von Menschen mit Behinderung», lobt er. Dass niemand diskriminiert wird, habe dort eine lange Tradition. Und inzwischen sei die Stadt sogar richtiggehend stolz auf ihren Ruf als behindertenfreundlicher Ort: Die Universität führt beispielsweise eine eigene Website über «Disability Rights and Independent Living Movement», und Künstler veranstalten spezielle Projekte zum Thema. Das mache das ganze Thema Inklusion sozusagen sexy, sagt Wehrli. «In der Schweiz hingegen schämt man sich eher für behindertengerechtes Bauen.»

Rampen sind verschämt versteckt

Das Kunsthaus in Zürich beispielsweise verfüge über einen Prachtseingang aus weissem Marmor. Die Rampe für Rollstuhlfahrerinnen und -fahrer hingegen sei hinten ganz versteckt angebracht – «offensichtlich ohne Stolz darauf». Auch der Erweiterungsbau des Landesmuseums, gebaut von Stararchitekten, weise zwar eine Rampe auf, die aber laut Wehrli gar nicht benutzbar ist – weil viel zu steil. «Der Eingang für Rollstuhlfahrerinnen und -fahrer ist versteckt über den Eingang zum Restaurant zu erreichen, wobei die Türen so schwer zu bewältigen sind, dass ein Rollstuhlfahrer diese nicht ohne Hilfe tun kann.» Man wolle nun aber gemäss Medienmitteilung, nach der festlichen Eröffnung des Baus, doch noch Spezialisten beiziehen, um eine bessere Lösung zu bauen. «Auf Druck von Behindertenorganisationen», wie Wehrli sagt.

Zu einem Gesamtpaket von Inklusion gehören dringend Selbstbestimmung und Autonomie.

Insgesamt, findet Peter Wehrli, passe ein solches Beispiel gut zum Sozialversicherungsgedanken der Schweiz: «Das ist ein Almosengedanke.» Hätte er das Sagen, würde er eine Art Rating-System für Städte einführen: Städte, die sich stark engagieren, erhielten einen Ausgleich von anderen Städten, die sich nicht gross einsetzen mögen. So liesse sich einem anderen drohenden Problem entgegenwirken: «Wenn eine Stadt für Rollstuhlfahrer oder für blinde Menschen vorbildlich eingerichtet wäre, würden viele Betroffenen dorthin ziehen. Dann hätte diese Stadt zum einen ein Sozialdienstproblem – und von Inklusion wäre auch keine Rede mehr.»

Eine allseits gute Lösung scheint also gar nicht so einfach zu sein. Dennoch gibt es zumindest Ansätze zur Verbesserung. Remo Petri, der Bauverantwortliche bei Procap, hat für seinen Bereich einen Trick gefunden: Er pocht bei den Verantwortli-

So sähe eine Musterstadt aus

Eine vollkommen inklusive Stadt, darin sind sich Fachleute einig, bietet nicht nur einige zugängliche Busperrons oder ein paar behindertengerechte Bauten, nein, sie erlaubt Inklusion umfassend für alle Lebenslagen. Das heisst, sie sollte schon bei kleinen Kindern mit einer Behinderung ansetzen und später bis ins hohe Alter gute Bedingungen bieten. Konkret geht es um folgende Punkte:

- Vorschulangebote wie Tagesstätten und Entlastungsangebote
- Schulen mit inklusiv geschulten Lehrkräften
- Berufsbildung, Ausbildungsmöglichkeiten
- Arbeits- und Beschäftigungsmöglichkeiten
- Freizeitangebote für alle
- viele hindernisfreie Wohnungen und Arbeitsplätze
- für alle zugängliche öffentliche Bauten und Anlagen
- behindertengerechte Transportmöglichkeiten
- eine Gesellschaft, die Inklusion im Alltag lebt.

Sabrina Salupo von Procap findet allerdings, Städte seien nicht dann vollständig inklusiv, wenn sie all diese Angebote berücksichtigen. Sondern: «Echte Inklusion hat dann stattgefunden, wenn Städte solche Angebote gar nicht erst grossartig hervorheben müssen. Sondern wenn diese so vollständig umgesetzt sind, dass gar niemand mehr merkt, dass Menschen mit und ohne Behinderungen zusammenleben.»

chen nicht nur auf die Pflichten, die sie haben, sondern er zeigt ihnen auch den Nutzen, den sie durch solche bauliche Massnahmen erzielen können. Zum Beispiel erklärt er den Verantwortlichen: «Wenn Sie Ihre Bushaltestelle hindernisfrei ausbauen, kommt das nicht allein den Rollstuhlfahrern zugute.» Jene, die das Tram am häufigsten nutzen, seien alte Menschen, viele von ihnen mit Gehhilfen, oder Familien mit Kinderwagen. Auch sie profitieren von hindernisfreien Zugängen. Und letztlich sogar die Chauffeure, die nicht immer aussteigen und Rampen hinlegen müssen und somit den Fahrplan besser einhalten können. Mit solchen Argumenten, sagt Petri, gelinge es oftmals, Bauherrschaften, Behörden und Politiker für die Bedürfnisse der Menschen mit Behinderungen zu gewinnen.

Berkeley ist richtig stolz auf seine Einrichtungen, die keinen Menschen diskriminieren.

Gewiss, das ist erst eine Ecke des ganzen Problems. Aber Wunder seien in diesem Bereich auch nicht zu erwarten, sagt Urs Dettling von Pro Infirmis: «Die Schweiz ist nicht ein Land der Revolutionen, hier geht alles langsam und kontinuierlich. Aber dafür ist diese Entwicklung oft stabil und hochwertig.» Er, der sich seit 32 Jahren immer wieder mit ähnlichen Problemen beschäftigt, sagt ehrlich: «Wer keine Geduld und Beharrlichkeit hat, verzweifelt.» Daher hält er sich immer wieder optimistisch an sein Mantra: «Steter Tropfen höhlt den Stein.» Auch bei der Uno-Behindertenrechtskonvention. ●

Daniel Herzig will Menschen mit einer Behinderung Mut machen

«Ich bin eine Kämpfernatur»

Seit seiner Geburt lebt Daniel Herzig aus Gerlafingen SO mit einer cerebralen Bewegungsstörung. Er schreibt Science-Fiction-Storys, die er auf der Strasse verkauft, und wohnt selbstständig in einer Wohnung. Im Interview sagt er, wie wichtig ihm ein selbstbestimmtes Leben ist.

Von Elisabeth Seifert

Seine neueste Geschichte handelt von einem Killer, der im Weltraum sein Unwesen treibt. Besonders gefährlich und unberechenbar macht ihn die Fähigkeit der Teleportation. Er kann sich problemlos von einem Ort zum anderen bewegen, ohne den Raum dazwischen zu durchqueren. Mühelos bewegt sich der «Zeitreisekiller» zudem zwischen den Jahrhunderten hin und her.

Acht dicht beschriebene Seiten umfasst die Geschichte. Oder sagen wir besser: deren ersten Teil. Ausgelegt ist die Handlung im Kopf von Autor Daniel Herzig nämlich bereits auf eine ganze Serie.

Seit rund zwanzig Jahren beflügelt das Schreiben von Science-Fiction-Storys Herzigs Fantasie. Mit dem Verkauf seiner Geschichten auf den Strassen von Solothurn und Zürich bessert er sich seine IV-Rente etwas auf.

Daniel Herzig ist 45 Jahre alt. Seit seiner Geburt lebt er mit einer cerebralen Bewegungsstörung, die ihm nur wenig Handlungsspielraum lässt. Als Kindergärtler war er die Woche über in einem Internat zuhause, die Schulzeit verbrachte er im «Schulheim» in Solothurn, dem heutigen Zentrum für körper- und sinnesbehinderte Kinder. Danach machte er in Lenzburg eine Ausbildung zum Verpacker und arbeitete einige Jahre in einer geschützten Werkstätte. Bald aber entschloss er sich, sein Hobby Science-Fiction zur Haupttätigkeit zu machen – und selbst Geschichten zu schreiben.

In der Tagesstätte von Pro Infirmis in Gerlafingen hat Herzig den nötigen Freiraum, sich tagsüber dem Schreiben zu widmen. Seit rund vier Jahren wohnt er in einer eigenen Wohnung, in unmittelbarer Nähe der Tagesstätte. Zuvor war über zwanzig Jahre lang ein Wohnheim für Menschen mit Behinderung im Grossraum Solothurn sein Zuhause. Assistenzbeiträge der IV ermöglichen ihm das selbstständige Wohnen. Während vier bis sechs Stunden täglich wird er so in den eigenen vier Wänden betreut, am Morgen und am Abend. Am Wochenende auch über Mittag.

Im Rahmen mehrerer Artikel, die in der «Solothurner Zeitung» veröffentlicht wurden, gibt Daniel Herzig Einblick in seine Hoffnungen und Sorgen und benennt offen seine Wünsche an die Gesellschaft. Ganz besonders in einem Interview, das wir hier in einer leicht geänderten und aktualisierten Fassung abdrucken.

«Man darf sich nicht behindert fühlen, sonst steht man sich selbst im Weg und hat bereits verloren.»

Herr Herzig, Sie leben von Geburt an mit einer schweren Behinderung, vor allem körperlich. Sie haben aber auch eine Lernbehinderung. Was heisst das für Sie?

Daniel Herzig: Ich bin behindert, aber ich fühle mich nicht so. Man darf sich nicht behindert fühlen, sonst steht man sich im Weg und hat schon verloren. Man muss immer wieder kämpfen, darf nicht rückwärts schauen. Man darf sich nie aufgeben.

Dachten Sie schon immer so?

Es war ein sehr langer Prozess. Das geht Jahre, bis man das lernt. Als Kind fühlst du dich behindert, du kannst nicht mit den anderen Kindern herumrennen und spielen, wie du das

Daniel Herzig in seiner Wohnung: Hier denkt sich der 45-Jährige seine Weltraumgeschichten aus. Die Inspiration dafür holt er sich in Büchern, Filmen und den Nachrichten. Foto: Hanspeter Bärtschi/Solothurner Zeitung

gerne willst. Da habe ich mir jeweils gedacht: «Verdammt, jetzt bist du wieder alleine.»

Wieso ist das heute anders?
Das lernst du im Lauf der Zeit. Einer meiner Lehrer im Solothurner Schulheim hat immer wieder gesagt, ihr müsst kämpfen, ihr müsst rausgehen. Wir haben mit Rollenspielen Situationen aus dem Alltag nachgespielt, zum Beispiel eine Fahrt mit dem Zug. Diese Rollenspiele haben uns geholfen, uns auf das Leben später vorzubereiten.

Sie haben sich von der Schule gut begleitet gefühlt?
Wie andere Schüler auch, bin ich nicht immer gerne in die Schule gegangen. Die Rollenspiele und auch das Fach Allgemeinwissen aber haben mich immer sehr interessiert. Das hat mich vorwärtsgebracht. Ich war im Deutsch immer sehr gut. Das kann ich heute gut für das Schreiben meiner Science-Fiction-Geschichten nutzen.

Sie haben viele Jahre in Heimen für Menschen mit einer Behinderung verbracht. Wie haben Sie diese Zeit erlebt?
Die Heime sind vor allem dafür da, dass sie dich pflegen und betreuen. Aber der soziale Bereich kommt oft zu kurz. Ich habe mich auch oft nicht ernstgenommen gefühlt. Die Heime sehen das zwar anders, aber das ist halt häufig so. Es fehlt einfach die Zeit.

«Wenn du mit dem Rollstuhl kommst, sehen die Leute den Rollstuhl und nicht den Menschen.»

Seit rund vier Jahren leben Sie in einer eigenen Wohnung. Eine Möglichkeit, die auch für andere Menschen mit einer Behinderung in Betracht kommen könnte?
Das kommt sehr auf die Art der Behinderung an. Das muss jeder individuell für sich abklären. Man muss sich zum Beispiel den Betreuern mitteilen können.

Welches Fazit ziehen Sie aus Ihrer Selbstständigkeit?
Der grosse Vorteil ist: Ich kann machen, was ich will, und ich werde so respektiert, wie ich bin. Ich bin ja auch Arbeitgeber. Ich habe Betreuerinnen und Betreuer, die für mich arbeiten. Eine Beiständin hilft mir, meine finanziellen Angelegenheiten zu regeln.

Sie verkaufen auf der Strasse Ihre selbst geschriebenen Geschichten: Das braucht grosse Anstrengungen.
Sicher, klar. Wenn du diese Anstrengungen aber nicht auf dich nimmst, dann stirbst du, dann kämpfst du nicht, dann gibst du auf. Das ist nicht meine Welt, ich bin eine Kämpfernatur. Wenn ich zum Beispiel einmal nichts verkaufe, dann gehe ich am nächsten Tag wieder raus und denke daran, dass ich dafür gleich 30 Stück verkaufen werde.

Welche Reaktionen erhalten Sie?
Die Reaktionen sind im Grossen und Ganzen sehr gut: Der macht etwas, der organisiert sich, der geht raus.

Manchmal hören Sie aber auch beleidigende Äusserungen auf der Strasse?
Ja, das gibt es öfters. Das lasse ich mir aber nicht bieten und gebe verbal zurück. Ich bin nicht jemand, der den Leuten einfach eine Story andrehen will. Ich will die Leute für meine Storys, für meine Sache, für meinen Kampf begeistern. Das ist nämlich kein einfaches Leben. Deshalb habe ich auch diesem Interview zugestimmt. Die Leute, die das lesen, sehen dann: Der macht etwas, der kämpft.

Verstehen Sie sich ein bisschen als «Anwalt» der Behinderten?
Ich will ihnen vor allem Mut machen, zu kämpfen. Auch den Angehörigen, die ein behindertes Familienmitglied haben. Sie >>

n|w Fachhochschule Nordwestschweiz
Hochschule für Soziale Arbeit

Teilhabe bewerten und steuern
Certificate of Advanced Studies CAS

Einrichtungen der Behindertenhilfe und Psychiatrie sollen ihren Klientinnen/Klienten gelingende und möglichst normalisierte Teilhabe ermöglichen. Der CAS-Kurs greift diese Herausforderung auf und zeigt, wie Teilhabe wirkungsorientiert konzeptualisiert, bewertet und gemessen werden kann.

Beginn/Dauer/Ort
Ab 5. Juli 2017 in Olten
25 Tage (generell in Blöcken à 3 Tage)

Leitung
Prof. Dr. Daniel Oberholzer

Information und Anmeldung
Hochschule für Soziale Arbeit FHNW
T +41 61 337 20 39, christina.corso@fhnw.ch

www.fhnw.ch/sozialearbeit/weiterbildung

PERSONALBERATUNG
WEIL GUTES PERSONAL ZÄHLT

Wir finden Ihr Wunschpersonal.
Persönlich. Professionell.

Die Personalberatung von CURAVIVA Schweiz unterstützt Sie dabei, neues Fach- und Kaderpersonal zu suchen und gezielt auszuwählen. Profitieren Sie von unserem persönlichen umfassenden Netzwerk und langjährigen Branchenwissen.
Setzen Sie sich mit uns in Verbindung, wir informieren Sie gerne (e.tel@curaviva.ch / Tel. 031 385 33 63).

www.curaviva.ch/personalberatung

PUBLIREPORTAGE

careanesth – Ihr Leben. Unser Arbeitsmodell.

careanesth
jobs im schweizer gesundheitswesen

Careanesth AG verfügt über verschiedene Arbeitsmodelle, die sich optimal mit Ihrer Lebenssituation verbinden lassen.

Eine grosse Freiheit und viel Selbstbestimmung bieten wir Ihnen mit unserem Springer- & Pool-Modell. Die innovativen Arbeitsmodelle von careanesth ermöglichen es Ihnen, tageweise selber über Ihre Dienst- und Einsatzplanung zu bestimmen. Mit unserer einzigartigen, webbasierten Software können Sie einfach und bequem von zu Hause aus Ihre Einsätze planen. Sie bestimmen, wann und wie oft Sie frei haben und an welchen Tagen Sie welche Dienste in welcher Institution leisten möchten und können.

Wenn Sie mehrere Monate oder Wochen am Stück in derselben Institution arbeiten möchten, ist unser Arbeitsmodell als Temporärmitarbeiterin beziehungsweise -mitarbeiter ideal für Sie. Dabei haben Sie die Möglichkeit, sich ein grosses Beziehungsnetzwerk aufzubauen, unterschiedliche Pflegeheime und Institutionen in der ganzen Schweiz kennenzulernen sowie flexibel über Ihre Zeit zwischen den Einsätzen zu entscheiden.

Was wir Ihnen bieten können:
- Sehr gute Anstellungsbedingungen und Sozialleistungen
- Bezahlte Fort- und Weiterbildungsmöglichkeiten
- Einblick in verschiedene Institutionen und Fachrichtungen
- Grosse Freiheit in der Planung Ihrer Einsätze
- Mitarbeiteranlässe

Was wir von Ihnen erwarten:
- Mindestens zwei Jahre Berufserfahrung in der Schweiz sowie ein anerkanntes Pflegediplom / Fähigkeitsausweis ab Stufe Fachangestellte/r Gesundheit

Wenn Sie für Careanesth AG arbeiten möchten, dann senden Sie uns bitte Ihre vollständigen Bewerbungsunterlagen inklusive Referenzangaben.

Als temporär Mitarbeitende oder Mitarbeitender und Springer sind Sie bei careanesth Teil unseres Unternehmens. Ihre Fachkompetenz und Ihr Engagement in Kombination mit unserem Branchen-Know-how machen uns gemeinsam stark in dem, was wir tun.

René Beer, Bereichsleiter Langzeitpflege/Spitex/Psychiatrie, gibt Ihnen gerne und unverbindlich weitere Informationen über die Zusammenarbeit mit careanesth.

Telefon +41 44 879 79 79 (Zentrale)
rene.beer@careanesth.com
Nelkenstrasse 15, CH-8006 Zürich
www.careanesth.com

sollen sich nicht aufgeben und sagen, dann gehen wir halt zu einer Behindertenorganisation. Diese Organisationen sind schon recht. Ich werde von der Pro Infirmis unterstützt. Das musst du auch so annehmen können, aber das allein genügt nicht. Du musst selber etwas machen, um aktiv zu sein, deshalb verkaufe ich meine Storys.

Das Verkaufen von Storys ist ja längst nicht das Einzige, das Sie machen.
Ich gehe oft ins Kino, manchmal auch in Konzerte. Das Grösste für mich waren zwei Peter-Maffay-Konzerte im Zürcher Hallenstadion. Ich organisiere meine Fahrten dorthin und bezahle auch alles selber. Ich mache das mit dem Geld, das ich vom Verkauf der Storys habe. Das ist es mir wert, ich fühle mich ernstgenommen und respektiert.

«Nicht für jeden Behinderten ist es wichtig, Geld zu verdienen. Für mich ist das sehr wichtig.»

Machen es sich einige Behinderte vielleicht zu einfach?
Sie kämpfen nicht. Sie sagen sich, warum soll ich kämpfen. Vielen fehlt der Mut. Alle Menschen müssen kämpfen, auch Nichtbehinderte. Für uns Behinderte bedeutet dieser Kampf vielleicht noch etwas mehr Arbeit.

Seit 2004 ist das Behindertengleichstellungsgesetz in Kraft. Wo sehen Sie immer noch Hürden?
Eine 100-prozentige Gleichstellung wird es nicht geben. Von Neubauten kann man erwarten, dass sie rollstuhlgängig sind, von alten Häusern nicht. Die baulichen Hürden sind für mich aber nicht so wichtig, viel schwerwiegender sind die menschlichen Hürden, hier gibt es noch sehr viel zu tun.

Können Sie das etwas konkretisieren?
Wir wollen ernstgenommen werden. Man soll nicht einfach denken, die Behinderten sind in den Wohnheimen und in den geschützten Werkstätten gut versorgt. Das grosse Problem ist: Wenn du mit dem Rollstuhl gefahren kommst, dann sehen die Leute nur den Rollstuhl, sie sehen nicht den Menschen, der im Rollstuhl sitzt. Sie helfen dann aus Mitleid. Sie nehmen aber nicht die Mühe auf sich, mit diesen Menschen in Kontakt zu kommen.

Es fehlt halt oft die Zeit.
Mit Menschen in Kontakt zu kommen, die sich nur schwer ausdrücken können, braucht etwas mehr Zeit. Es braucht zum Beispiel auch Zeit, die Symbolsprache zu lernen. Wenn ich diese Sprache beherrschen würde, könnte ich mich besser mit diesen Menschen unterhalten. Behinderte und Nichtbehinderte könnten sich hier noch weiterbilden. Dadurch würde man ein besseres Verständnis für das Gegenüber bekommen. Das wäre dann auch ein Zeichen von Respekt. Alle Menschen haben ihre Sprache.

Wie werden die Behinderten in die Arbeitswelt integriert?
Hier passiert aus meiner Sicht noch zu wenig. Die Tagesstätte, in der ich bin, ist gut und recht. Wir haben viel Freiraum, unsere Ideen einzubringen, aber wir werden nicht bezahlt. In den geschützten Werkstätten bekommen die Behinderten etwas Geld, aber wenig. Ich weiss nicht, wie man das Problem lösen kann. Für mich aber ist das ein Frust. Nicht für jeden Behinderten ist es wichtig, Geld zu verdienen, für mich aber ist das sehr wichtig.

Was bedeutet der Verdienst für Sie?
Es ist ein Zeichen dafür, dass ich respektiert werde. Mir geht es darum, dass du als Behinderter für die Arbeit, die du leistest, auch bezahlt wirst.

Hätten Sie gerne noch mehr Kontakte und Freundschaften?
Ich habe einige Freunde, das sind nicht viele, aber die halten zu mir, wir gehen gemeinsam in Konzerte und ins Kino. Und Frauen natürlich: Sehr viele Behinderte haben Beziehungsprobleme. Es gibt solche, die es schaffen, die einen Partner oder eine Partnerin finden. Ich gehöre aber noch nicht zu diesen. Ich nehme mir das aber auch nicht vor, das darf man sich nicht vornehmen, sonst geht es gleich schief.

Was haben Sie für Zukunftspläne?
Ich bin sehr offen für Hinweise, die ich von überallher bekomme. Ich plane aber nicht gross, es kann sein, dass ich aus gesundheitlichen Gründen wieder in ein Heim muss. Ich lebe jeden Tag so, als wäre es mein letzter. ●

Anzeige

Vollständige Inklusion bietet die Stiftung Scalottas nicht, dafür lebenslange Palliative Care

Menschen mit schwerster Behinderung können eigene Entscheidungen treffen

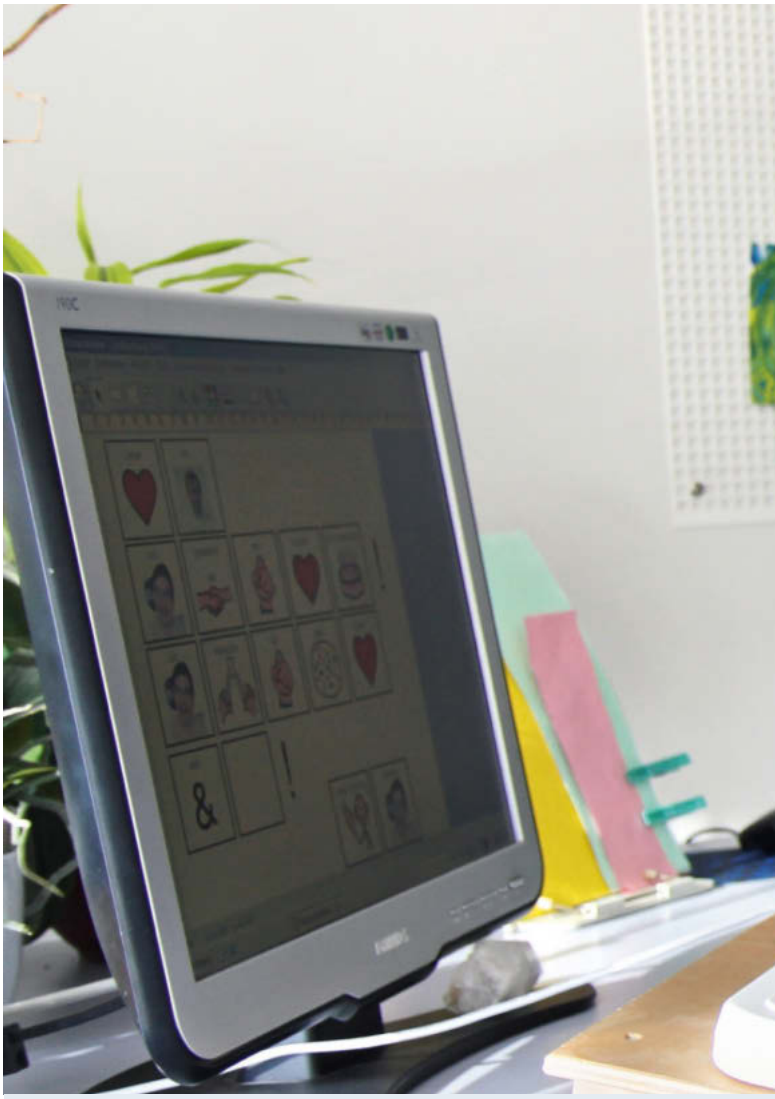
Selber wohnen und arbeiten ist für die Bewohner und Bewohnerinnen der Scalottas in Scharans GR nicht möglich. Umso wichtiger ist, dass sie mit ihren Wünschen wahrgenommen werden. Gute Palliative Care hilft, die Forderungen der Uno-Konvention auch bei ihnen weitgehend zu erfüllen.

Von Claudia Weiss

Renata Aebi legt ihre Unterlagen auf den Tisch. Die Theologin und ausgebildete Seelsorgerin ist bereit für das erste Gespräch an diesem Nachmittag. Sie und ihre Kollegin Nicole Solèr, Expertin für Unterstützte Kommunikation, werden gut hinhören, welche Bedürfnisse Seraina Vogel* heute hat. Die 60-jährige Frau mit den kurzen dunklen Haaren, die schon im Rollstuhl beim Tisch sitzt, lacht fröhlich, ihr geht es an diesem Nachmittag gut. Vielleicht wird sie im Gespräch wieder das Thema «Der Kleine Prinz» aufnehmen, vielleicht hat sie ein anderes Anliegen, das ihr an diesem Tag wichtig ist. Sie wird das selber bestimmen. Obwohl sie aufgrund ihrer Tetraplegie kein Wort sprechen kann. Aber sie kann wortlos ausdrücken, was sie möchte: Schaut sie mit ihren dunklen Augen nach oben, heisst das ja, ein Blick zur Seite heisst nein.

Damit Palliative Care im Alltag funktioniert, müssen alle ihr Anliegen formulieren können.

Dass sie und die anderen Bewohnerinnen und Bewohner der Stiftung Scalottas im graubündnerischen Scharans sich auf irgendeine Art mitteilen können, ist ein zentrales Anliegen der Geschäftsleiterin Andrea Simeon: Kinder und Erwachsene sollen dort so selbstbestimmt wie möglich leben, und sie sollen



Die Kommunikationsexpertin Nicole Solèr ermöglicht Menschen, die sich

ihre Bedürfnisse benennen können, auch wenn sie sich aufgrund ihrer Behinderung nicht verbal ausdrücken können. «Eine ihrer Situation angepasste optimale Lebensqualität bis zu ihrem Tod» sollen sie erhalten, so hat das die Geschäftsleitung schon vor Jahren festgelegt.

Seither ist lebenslange Palliative Care ein fester Bestandteil der Stiftung Scalottas: eine ganzheitliche Betreuung, in der sowohl Körper, Psyche, Soziales und Spirituelles gepflegt werden. Das ist zwar inzwischen wohlbekannt in der Onkologie und in der Langzeitpflege. «Wir haben jedoch gemerkt, dass es im Behindertenbereich zu diesem Thema noch wenig praktische Erfahrungsberichte gibt», sagt Natascha Balestra, Bereichsleiterin Fachdienste.

Wählt sie mit den Augen «nichts von allem», sucht die Kommunikationshelferin weiter.

Schon bei Kindern fängt Palliative Care an

Palliative Care betrifft aber auch im Bereich Menschen mit Behinderung längst nicht nur die letzte Lebensphase, sondern beginnt sofort ab dem Einzug eines Bewohners, einer Bewohnerin, gleichgültig ob Kind oder ältere Person. «Das erstaunt viele», hat Balestra gemerkt. Ein Vortrag, den das Team letzthin unter dem Titel «Wie Menschen ganzheitlich und in allen Lebenslagen begleitet und unterstützt werden – für mehr Lebensqualität» hielt, fand grosse Resonanz bei Fachpersonen ausserhalb der Stiftung.

In der Stiftung Scalottas hat sich dieser Ansatz so gut bewährt, dass die Leitung aufgrund der praktischen Erfahrungen ein Konzept Palliative Care entwickelt hat. Damit dieses wiederum im Alltag auch wirklich funktioniert, müssen auch jene Menschen ihre Anliegen kommunizieren können, die nicht mehr sprechen können, ja, sogar jene, die kaum kognitiv verstehen, was ihnen angeboten wird. Das geht – mit viel Fantasie und Geduld und Einsatz, manchmal allein durch sorgfältiges Beobachten von basalen Ausdrucksweisen, Mimik, Körpersprache oder Lauten beispielsweise.

Anderen verhelfen teils ausgeklügelte Methoden zu einer differenzierten Ausdrucksweise. Nicole Solèr und Bewohnerin Seraina Vogel zeigen, wie sie zusammen vorgehen: Auf einer durchsichtigen Folie mit vier Feldern befestigt Solèr Klebezettel, entweder vorgefertigte Kärtchen oder Post-its mit individuell angefertigten Begriffen. In drei Felder klebt sie einen >>

nicht verbal ausdrücken können, sogar über komplexe Themen zu kommunizieren.

Fotos: Stiftung Scalottas

Zettel mit je einem Begriff oder Satz, von dem sie aufgrund der früheren Gespräche vermutet, dass er die Frau ansprechen könnte. Auf das vierte Feld heftet sie einen Zettel mit einem durchgestrichenen Gleichzeichen, das bedeutet «nichts von diesen dreien».
Wählt Seraina Vogel mit den Augen dieses Zeichen, heisst das für Kommunikationshelferin Solèr weitersuchen. So lange, bis sie herausgefunden hat, was die Bewohnerin sagen will. Dabei arbeitet sie oft mit Symbolen – einem Herz, Scherben, einer Wolke zum Beispiel. «Ich fühle mich in die Personen ein, erinnere mich an ihre Geschichten und schlage ihnen dann etwas vor», erklärt sie. «Möglichkeiten anbieten», nennt sie das. Die Bewohnerin bestimmt, ob ihr das Angebot passt.

Eine suchende Grundhaltung

Seelsorgerin Renata Aebi greift auf, was ihre Kollegin herausgefunden hat, und bietet ihrerseits wieder etwas an. «Mit einer suchenden Grundhaltung versuchen wir zu benennen, was jemandem wichtig ist», sagt sie. Auf das stetige Suchen und Fragen legt Geschäftsleiterin Andrea Simeon auch im Heimalltag grossen Wert: «Wir dürfen nicht denken, wir kennen einen Bewohner oder eine Bewohnerin. Veränderung muss immer möglich sein.»
Im hellen Scalottas-Restaurant sitzen noch einige Gäste beim Kaffee, die meisten sind wieder an die Arbeit zurückgekehrt. Das Restaurant ist das einzige im Dorf, hier treffen sich Leute aus der Umgebung, Touristen und Gäste der Bewohnerinnen und Bewohner. Das gehört zum Konzept, ebenso die über das Jahr verteilten Anlässe von Chilbi über Märit bis Adventsbasteln: Alles wichtige Anlässe im Lauf eines Jahres und ebenso beliebt bei Leuten aus den umliegenden Dörfern wie bei den Bewohnerinnen und Bewohnern. «Das Scalottas soll nicht abgeschottet für sich stehen, hier sollen einander Menschen mit und ohne Behinderung begegnen können», sagt Geschäftsleiterin Andrea Simeon.
Auf die Frage, wie die Uno-Behindertenrechtskonvention (BRK) ihren Heimalltag verändert habe, zögert sie kurz und sagt dann, die Konvention mit den Ansprüchen an Inklusion in den Alltag sei «weit entfernt vom Lebensalltag im Scalottas». Wer hier wohne, habe eine zu gravierende Behinderung, um einen Alltag mit einer eigenen Wohnung und Arbeit oder Familie zu bewältigen. Die wichtigen Grundsätze des Übereinkommens erfüllt das Scalottas-Team dafür mit umso mehr Herzblut, beispielsweise Punkt 3a der BRK: «Die Achtung der dem Menschen innewohnenden Würde, seiner individuellen Autonomie, einschliesslich der Freiheit, eigene Entscheidungen zu treffen, sowie seiner Unabhängigkeit.»

Menschen schon lange im Mittelpunkt

Eigentlich braucht es in der Stiftung Scalottas auch gar keine BRK, um diese Grundsätze durchzusetzen. Die Idee, die Menschen mit Behinderung samt ihren Wünschen und Bedürfnissen in den Mittelpunkt zu stellen und nicht einfach über ihre Köpfe hinweg zu verfügen, lebt in der Stiftung seit Jahrzehnten. So wie an diesem Nachmittag Kommunikationsspezialistin Nicole Solèr und Seelsorgerin Renata Aebi zusammen arbeiten, um an die Wünsche der Bewohnerin herankommen, so merkten im Lauf der Jahre auch andere Mitarbeitenden, dass ein Austausch sinnvoll ist. Im Lauf der Zeit entwickelte sich eine immer engere Zusammenarbeit zwischen den Mitarbeitenden: Neuropsychologen, Physio- und Ergotherapeutinnen, Kinaesthetics-Trainerinnen, Musik- und Kunsttherapeutinnen sowie Pflege- und Betreuungsfachpersonen haben ihr Gärtchendenken längst abgelegt und die Vorteile des Zusammenspiels schätzen gelernt.
Daraus ist ein klar umschriebenes Konzept geworden. Regelmässig finden Rundtischgespräche mit allen Fachpersonen statt, an denen sie gemeinsam herauszufinden versuchen, wie sie am besten auf die jeweiligen Bewohnerinnen und Bewohner eingehen können. Bei wichtigen Entscheidungen sind die Betroffenen selber dabei, sie wählen auch je nach Thema selber, wer sonst noch zu Gesprächen eingeladen werden soll. «Für uns ist das ein sehr wichtiger Punkt von Unabhängigkeit und Selbstbestimmung», sagt Geschäftsleiterin Andrea Simeon.

In der Aussenwohngruppe den Alltag üben

Ein Dutzend Kinder und 73 Erwachsene mit unterschiedlichen Behinderungen wohnen heute in der Stiftung Scalottas, Menschen mit einer geistigen und körperlichen Behinderung, Menschen mit einer Hirnverletzung und Menschen mit Autismus-Spektrum-Störung oder ähnlichem strukturellen Betreuungsbedarf. Snoezelenräume, Schwimmbad, Kunsttherapie, Musiktherapie und grosse, freundliche Wohneinheiten oberhalb des Dorfs Scharans sorgen dafür, dass es ihnen körperlich und seelisch wohl ist. Eine Gruppe mit Menschen verschiedenen Alters wohnt im Haus oberhalb der Anlage in einer Aussenwohngruppe: Sie lernen, ihren Alltag selbstständig zu gestalten, indem sie selber haushalten, kochen und einkaufen.
Ergotherapeutin Carole Jägli arbeitet an diesem Nachmittag mit Mina Meier*. Auch sie kann sich nicht verbal ausdrücken, aber ihre Gesten sprechen für sich. Im Moment will sie Kegel aufbauen, oft baut sie auf ihrem Rollstuhltisch Türme, so hoch sie nur greifen kann. Als das geschafft ist, greift sie zum leuchtpinken Flamingo: Ihre Wohngruppe war am Wochenende im Kinderzoo Rapperswil, und dort gefiel es Mina Meier ausgezeichnet. Sie lächelt und nickt energisch. Gut, dass das die Ergotherapeutin dank dem Austausch mit den Wohngruppenleiterinnen und -leitern herausfindet und in ihre Einheiten einbauen kann.

Alex mag Besuch und Abwechslung ganz offensichtlich. Seine Wünsche kann er nur mit Hilfe äussern.

Auf der einen Kinderwohngruppe machen sich derweil die Betreuerin und der Betreuer mit ihren beiden Schützlingen, zwei Buben im Rollstuhl, auf den Weg. Noch sind Schulferien, es ist ruhig auf diesem Stock. Einige Kinder sind bei ihren Eltern, die dagebliebenen dürfen das Programm mitbestimmen. Es geht ins Dorf hinunter, ein wenig unter die Leute.

Auch «Gänggelen» gehört zur Selbstbestimmung

Als sie eine Stunde später von der Dorfrunde zurückkehren, liegen im Netz des einen Rollstuhls die Einkäufe aus dem Dorfladen. «Wir haben ein Zvieri eingekauft», sagt Wohngruppenleiterin Silvia Herrmann, und Janos* im Rollstuhl vor ihr jauchzt. Ein Blick ins Einkaufsnetz zeigt den Grund seiner Freu-

Die Stiftung Scalottas im bündnerischen Scharans: Treffpunkt für soziale Anlässe. So bleiben die Bewohnerinnen und Bewohner nicht abgeschottet.

de: Gummibärchen und Knabberzeug liegen bunt nebeneinander. Pädagogisch hin, gesund her, solche kleinen Freuden gehören zur Mitbestimmung. Auch andere Kinder gehen am Kiosk «gänggelen».

Derweil wird es auch in der Wohngruppe für Männer mit schweren Hirnverletzungen wieder lebhafter, vier der Bewohner sitzen oder liegen nach der Mittagspause wieder im Wohnraum. Der 24-jährige Alex* steht in einem Stehbrett, das dazu dient, dass er aufrecht stehen kann, und strahlt. Er mag offensichtlich gerne Besuch und Abwechslung. Wer allerdings herausfinden möchte, was seine inneren Bedürfnisse sind, seine Wünsche, Hoffnungen, aber auch Sorgen und Ängste, braucht dafür eine besondere Kommunikationsform.

Bei einigen Bewohnerinnen und Bewohnern stösst sogar Expertin Nicole Solèr an ihre Grenzen beim Versuch, einen gemeinsamen Ausdruck zu finden. Wenn es ihr gelingt, kann das jedoch extrem erleichternd für alle sein. Wie bei einem Bewohner Mitte 40, der stundenlang seine Trauer durch lautes Schreien ausdrückte. In langem Suchen entdeckten die Kommunikationsexpertin und er gemeinsam Ausdrücke und fanden so einen Weg, damit er seine Trauer auch für andere verständlich ausdrücken konnte. Als er sich dank diesen Methoden mit der Seelsorgerin Renata Aebi austauschen konnte, fand er endlich wieder ein Stück inneren Frieden.

Gelingt es Expertin Nicole Solèr, einen gemeinsamen Ausdruck zu finden, ist das erleichternd.

«Manchmal muss ich auch den Mut haben, Sachen offen auszusprechen», sagt Nicole Solèr. Nur wenn sie authentisch ist, so ist sie überzeugt, wirkt sie glaubhaft. Einmal wagte sie es, einem Mann im Rollstuhl zusammenzufassen, was sie selber an seiner Stelle empfinden würde: «Es muss schwierig sein, immer an den Rollstuhl gebunden zu sein, während die anderen so mühelos durch das Leben gehen», sagte sie, und wartete dann etwas besorgt auf seine Reaktion. Dann merkte sie, wie er merklich aufatmete und nickte. Endlich hatte jemand seine Situation erfasst.

Eine Emotionsflut würde von allen aufgefangen

Sollte Kommunikationsexpertin Solèr durch solche Aussagen unwillentlich eine Emotionsflut auslösen, weiss sie genau, dass ihr alle anderen Fachleute zur Seite stehen. «Gelebte Palliative Care muss von allen getragen werden», sagt Andrea Simeon. Deshalb habe die Geschäftsleitung schon ganz früh den Kurs in Palliative Care Weiterbildung mitgemacht. Und auch alle Mitarbeitenden müssen die Grundsätze der gelebten Palliative Care kennen, wirklich alle: Nicht nur Betreuende und Therapiefachleute sind bei Weiterbildungskursen dabei, sondern auch sämtliche Angestellten des Hausdiensts und die Leute aus der Küche. «Sie unterstützen uns im Alltag und können viel zum guten Klima beitragen», erklärt Simeon.

Verfechter einer vollständigen Inklusion sind generell gegen Heime für Menschen mit Behinderung. Aber so lange die Gesellschaft nicht inklusiv funktioniert, schätzen Bewohnerinnen und Bewohner wie die tetraplegiegelähmte Seraina Vogel den Umgang des Teams in der Stiftung Scalottas: Sie zeigte ihren Angehörigen stolz ihr sehr persönliches Lebensbuch. Und sie verfasste zusammen mit der Seelsorgerin Renata Aebi und mit Hilfe der Unterstützten Kommunikation von Nicole Solèr eine Patientenverfügung, ganz nach ihrem Willen, und teilte den Inhalt ihrer Familie mit. ●

Homepage: www.scalottas.ch

CURAVIVA FACHKONGRESS ALTER 2017

NEUES ZUM FACHKONGRESS ALTER

Der Fachkongress Alter von CURAVIVA Schweiz vom 19. bis 20. September in Montreux befasst sich mit dem Einfluss des gesellschaftlichen Wandels auf Pflegeinstitutionen. Neu bereichert auch das Thema Heimküchen das vielfältige Kongresssprogramm.

Dazu konnten wir den wohl berühmtesten Schweizer Koch **Anton Mosimann** gewinnen. Er hat im Laufe seiner beruflichen Karriere viele Hotel - und Restaurantküchen in den verschiedensten Ländern kennen gelernt und dabei viele berühmte Persönlichkeiten wie die Queen, Bill Clinton und weitere Präsidenten bekocht. Am CURAVIVA Fachkongress wird er exklusiv aufzeigen, was die heutige Küche für ihn bedeutet, auch in Bezug auf die Heimküche, und welche Kochtrends sich in der Zukunft durchsetzen werden. Am Kongress wird auch sein kürzlich erschienenes Buch «Life is a Circus» zu finden sein. Hier bitte Foto von A. Mosimann einfügen (siehe Website)

Weitere Experten referieren über die Digitalisierung des Gesundheitswesens, neue Betreuungansätze etwa bei Demenzerkrankungen sowie über Finanzierungmodelle, wenn die Ansprüche an «gute» Pflege stetig steigen.

Es erwartet Sie ein reichhaltiges Programm an Informationen und Austauschmöglich-keiten über die Herausforderungen, vor denen die Alters- und Pflegeinstitutionen stehen. «Unsere tägliche Arbeit wird sich an die gesellschaftlichen Veränderungen anpassen müssen», sagt CURAVIVA-Präsident Ignazio Cassis. «Wir müssen intelligente Lösungen finden, damit das Leben in unseren Heimen weiterhin lebenswert bleibt, für unsere Bewohnerinnen und Bewohner wie auch für das Personal.» Der Kongress liefert nutzbringende Ideen für die Praxis in der Heimbranche.

Fachleute aus aller Welt
Darüber hinaus werden Fachleute aus aller Welt nach Montreux reisen: Partner des Fachkongresses ist das Global Ageing Network, welches Workshops in englischer Sprache durchführt. Die Wahlveranstaltungen von CURAVIVA Schweiz werden simultan auf Deutsch und Französisch übersetzt.

Eine Fachausstellung, die Technologie-Plattform CURASOLUTIONS und Exkursionen zu Pflegeninstitutionen in der Nähe des Tagungsorts runden das Kongressprogramm ab. Weitere Kongress-Informationen und die Online-Anmeldung finden Sie unter:
www.congress.curaviva.ch

Der Frühbuchungsrabatt gilt noch bis 30. Mai 2017

Von der geschützten Werkstatt in den regulären Arbeitsmarkt

Ein Job mit Herausforderung

Die Stiftung Punt vermittelt Stellen an Menschen mit einer Beeinträchtigung. Dank ihr hat der gehbehinderte Luan Trolli einen Arbeitsplatz bei einer IT-Firma Cropmark gefunden. Nicht alle haben so viel Glück.

Von Carla Stampfli

Luan Trolli, 29, hat geschafft, worauf viele Menschen mit einer Beeinträchtigung hoffen: Er hat eine Stelle im regulären Arbeitsmarkt gefunden, beim IT-Unternehmen Cropmark in Wettingen AG. Würde Trolli aufgrund einer cerebralen Bewegungsstörung nicht steif und langsam gehen, würde er sich von seinen Arbeitskollegen kaum abheben.

«Bei Cropmark fühle ich mich wie in einer Familie und werde wie ein ‹normaler› Mitarbeiter behandelt», sagt Trolli «Ich kann selber Entscheidungen treffen und in gewissem Mass mitbestimmen.» Ganz im Gegensatz zur geschützten Werkstatt der Arwo-Stiftung, für die er zuvor viele Jahre tätig war. Er war für die Stelle zwar sehr dankbar, fühlte sich dort aber unterfordert.

Dass Trolli nun in einem 50-Prozent-Pensum beim IT-Unternehmen arbeiten kann, ist der Stiftung Punt aus Oberrohrdorf AG zu verdanken: Sie vermittelt in der Region Baden/Wettingen Stellen an Menschen mit einer Leistungsbeeinträchtigung. Seit der Gründung im Jahr 2015 konnte die Stiftung zehn Personen in den regulären Arbeitsmarkt integrieren – darunter Luan Trolli.

Das Problem ist, dass es für Menschen mit Beeinträchtigungen zu wenige Arbeitsstellen gibt.

Luan Trolli an seinem Arbeitsplatz: «Wie in einer Familie.»

Foto: Severin Bigler

Die IT-Firma ist sehr zufrieden

«Menschen mit einer Beeinträchtigung möchten ihr Leben selber bestimmen können. Doch oft mangelt es ihnen an Selbstvertrauen, um selber aktiv zu werden», sagt Stiftungsratspräsident Hans Wiederkehr. Dank Partnern (u.a. die Rehaklinik Bellikon) könne die Stiftung auf Interessierte zugehen und ihre Bedürfnisse ermitteln. Dabei habe man gemerkt, dass die Nachfrage nach Jobs im ersten Arbeitsmarkt enorm sei. Das Problem: Es gibt nicht genug Arbeitsstellen. «Es zeigt sich zwar, dass viel guter Wille vorhanden ist. Doch den meisten Firmen fehlt es an den spezifischen Möglichkeiten.»

So erging es auch dem IT-Unternehmen Cropmark, als Trolli vor zwei Jahren ein mehrwöchiges Praktikum absolvieren konnte. «Wir hätten ihm nach Ablauf gerne eine Festanstellung angeboten», sagt Ralph Künzler, der gemeinsam mit seinem Bruder Urs die IT-Firma führt. «Doch wir hatten keine Kapazitäten.» Weil Trolli von der Arbeit und seinen Kollegen derart schwärmte, liess die Stiftung nicht locker – und vermittelte ihm im vergangenen Herbst ein zweites Praktikum. Da sich die Ausgangslage im Betrieb änderte, konnte Trolli Ende 2016 einen unbefristeten Arbeitsvertrag unterschreiben.

Cropmark bereut den Entscheid nicht. «Mit seiner Arbeit sind wir sehr zufrieden. Wir merken auch keinen Unterschied zu den anderen Mitarbeitern», sagt Ralph Künzler.

«Wir sehen, dass er gerne arbeitet»

Seit der Festanstellung hat sich Trollis Leben verändert. Der Vater zweier Kinder ist froh, nicht mehr in einer geschützten Werkstatt arbeiten zu müssen. Auch die finanzielle Situation hat sich gebessert: Er sei stolz, dass er seiner Familie nun mit selbstverdientem Geld Ferien ermöglichen kann.

Auch wenn Trolli einen Job gefunden hat, ist für die Stiftung die Mission nicht beendet. «Wir stehen den Menschen im ganzen Prozess unterstützend zur Seite, als Bindeglied zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer», sagt die für die Betreuung zuständige Stiftungsrätin, Verena Wannaz.

Obwohl die «Punt»-Gründer mehrere Stunden pro Woche investieren, sind sie sich einig: Es lohnt sich. «Schaffen wir es, jemandem eine Arbeitsstelle zu vermitteln, kommt unglaublich viel Dankbarkeit zurück», sagt Wiederkehr. Und wenn sie Menschen – wie im Fall von Luan Trolli – dadurch auch glücklich machen können, sei man es auch. ●

Quelle: az Badener Tagblatt

Wie Selbstbestimmung innerhalb der Institutionen realisiert werden kann

Jeder Mensch ist Experte des eigenen Lebens

Das Arbeits- und Wohnzentrum in Kleindöttingen AG will seine Bewohnerinnen und Bewohner befähigen, eigene Ressourcen, Interessen und Vorlieben zu entdecken und diesen nachzuleben. Seit gut einem Jahr stellt der «personenzentrierte Ansatz» einen Paradigmenwechsel dar bei der Unterstützung von Menschen mit Behinderung.

Von Elisabeth Seifert

«Wenn einem die selbstbestimmte Lebensgestaltung von Menschen mit einer Beeinträchtigung etwas bedeutet, dann muss man einfach damit anfangen», ist Roger Cavegn überzeugt. Selbst dann, wenn noch vieles unklar sei. Der Geschäftsleiter des Arbeits- und Wohnzentrums (AWZ) in Kleindöttingen AG spricht auf die fehlenden Rahmenbedingungen an, die die Umsetzung der Behindertenrechtskonvention in der Schweiz begleiten sollen. Sei dies vonseiten der Kantone oder der übergeordneten Instanz, dem Bund. Hinzu komme, dass die Postulate der Konvention hohe Ansprüche stellen, die sich kaum von heute auf morgen realisieren lassen – und die das Zusammenspiel aller Teile der Gesellschaft erfordern.

Die Vision für die Gesellschaft braucht eine Anpassung an die Situation in den Institutionen.

Eine neue Haltung entwickeln

Sollen jetzt die Wohnheime und Werkstätten für Menschen mit Behinderungen einfach zuwarten, bis sie von oben klare Direktiven erhalten? Für Roger Cavegn und sein Team ist das keine Option. «Wir haben uns entschlossen, etwas zu machen.» Dies im Bewusstsein, dass es viele «kleine Schritte» brauchen wird, bis Menschen mit einer Behinderung selbstbestimmt wohnen und arbeiten können. Zudem gelte es, die gesamtgesellschaftliche Vision auf die Bedingungen in den sozialen Institutionen anzupassen. Wie in vielen anderen Einrichtungen ist dabei auch im Wohn- und Arbeitszentrum die Berücksichtigung der persönlichen Wünsche und Anliegen von Menschen mit einer Behinderung nicht erst seit gestern eine Maxime der täglichen Arbeit.

Rund 40 Personen leben derzeit in einer internen oder externen Wohneinheit. Und insgesamt 100 Frauen und Männer sind in die Tagesstruktur eingebunden. Sie alle haben eine kognitive und in vielen Fällen auch eine psychische Behinderung.

Seit gut einem Jahr gehen die Verantwortlichen bei der Unterstützung von Frauen und Männer mit einer Behinderung hin zu einer selbstbestimmten Lebensweise aber neue Wege. Der «personenzentrierte Ansatz», der seit Anfang 2016 die Arbeit im AWZ bestimmt, stellt dabei einen eigentlichen Paradigmenwechsel dar. Die Initialzündung dazu gegeben hat gemäss Roger Cavegn allerdings weniger die Behindertenrechtskonvention, als vielmehr der Besuch in einer Behinderteninstitution in Wien, die schon seit Jahren mit diesem Ansatz arbeitet.

Was aber muss man sich genau unter diesem «personenzentrierten Ansatz» vorstellen? «Jeder Mensch ist der Experte seines eigenen Lebens, das ist bei Menschen mit einer Behinderung nicht anders», bringt Karin Filli die Idee auf den Punkt. Sie leitet im AWZ den Bereich Wohnen und ist massgeblich an der Erarbeitung des neuen Konzepts «Lebensgestaltung» beteiligt. Früher habe man im Rahmen von Förderplanungen Entwicklungsperspektiven für die Betroffenen festgelegt. Oft, ohne diese direkt mit einzubeziehen. Filli: «Jetzt geht es uns darum, ihre eigenen Wünsche und Meinungen ins Zentrum zu stellen.» Für Roger Cavegn ist die personenzentrierte Arbeit denn auch in erster Linie durch eine bestimmte Haltung geprägt. Eine Haltung, die von Respekt und

Wertschätzung zeugt. Für Menschen mit einer Behinderung sei es dabei immer wieder eine Herausforderung, eigene Interessen überhaupt erst zu erkennen und zu formulieren, beobachtet Filli. «Sie haben das oft gar nicht gelernt, oder es wird ihnen schlicht das Recht abgesprochen, eigene Wünsche und Bedürfnisse zu äussern, geschweige denn, diese Wünsche zu leben.» Eine wichtige Aufgabe bestehe deshalb darin, die Bewohnerinnen und Bewohner zu befähigen, sich eine eigene Meinung zu bilden. Der Alltag im AWZ bietet dafür eine Reihe von Möglichkeiten. Kürzlich konnten die internen Wohngruppen etwa gemeinsam mit einem Schreiner darüber befinden, wie ihr Esstisch aussehen soll. Jede Gruppe habe dabei ihre Vorstellungen entwickelt, betont Karin Filli. Zudem war jeder und jede innerhalb der Gruppe gefordert, den anderen mitzuteilen, was ihm oder ihr gefällt, und die anderen, wenn möglich, von der eigenen Meinung zu überzeugen. Auch Einrichtungsgegenstände und Leuchten in den einzelnen Zimmern sucht sich jeder selber aus. Neben der Gestaltung des Wohnbereichs haben die Bewohnerinnen und Bewohner des AWZ ein Mitspracherecht bei der Neuanstellung von Begleitpersonen, die auf den Wohngruppen arbeiten. Filli: «Die zwei bis drei Kandidaten, die in der Endrunde stehen, müssen sich den Bewohnern präsentieren, und per Mehrheitsentscheid wird dann bestimmt, wer angestellt wird.» Karin Filli und Roger Cavegn heben beide hervor, wie wichtig es ist, dass Begleitpersonen den Menschen mit einer Behinderung «mehr zutrauen, wodurch diese dann auch befähigt werden, sich selbst mehr zuzutrauen». Begleitpersonen dürften nicht in die Falle der «Überbetreuung» tappen. Nur weil vielleicht etwas passieren könnte, lasse man behinderte Personen oft kaum aus den Augen. Dabei sei das oft gar nicht wirklich nötig. Zufrieden erzählt Roger Cavegn davon, wie sich kürzlich an einem Samstagnachmittag rund ein Dutzend Bewohnerinnen und Bewohner selbst organisiert habe, um einen Theaterworkshop zu besuchen.

Die Klienten befinden selbst darüber, wer bei den persönlichen Lagebesprechungen mit dabei ist.

«Menschen mit einer Behinderung können zur Weiterentwicklung des Gesamtsystems beitragen.»

Roger Cavegn,
Geschäftsleiter AWZ

Weg von der Förderplanung

Ein Kernelement der personenzentrierten Arbeit im AWZ sind die «persönlichen Lagebesprechungen», die die früheren «Förderplanungen» ersetzen. Im Vorfeld dieser Besprechungen werden die Bewohnerinnen und Bewohner aufgefordert, sich über ihre Wünsche Gedanken zu machen. Diese Überlegungen bilden die Grundlage für das individuelle Gespräch. Die Protokollierung dazu ist in kurzen verständlichen Sätzen gehalten, >>

Gerade auch im Theaterworkshop können Menschen mit einer Behinderung ihre Persönlichkeit ausspielen.

Foto: Monika Büchi/AWZ

Institut für Rechtswissenschaft
und Rechtspraxis

Universität St.Gallen

Weiterbildung IRP-HSG

«Wissen schafft Wirkung»

Eigner-Strategien in öffentlichen Spitälern und Pflegeheimen: Auf was es zu achten gilt
Dienstag, 23. Mai 2017, Kongresshaus Zürich

KVG-Tagung 2017
Die ungeahnten Handlungsspielräume des KVG nutzen
Donnerstag, 24. August 2017, Grand Casino Luzern

5. St.Galler Gesundheits- und Pflegerechtstagung
Donnerstag, 31. August 2017, Swissôtel Zürich

Anmeldung | Informationen
Institut für Rechtswissenschaft und Rechtspraxis (IRP-HSG)
irp@unisg.ch www.irp.unisg.ch
Tel. +41 71 224 24 24

n|w Fachhochschule Nordwestschweiz
Hochschule für Soziale Arbeit

HFHS Höhere Fachschule für anthroposophische Heilpädagogik, Sozialpädagogik und Sozialtherapie Dornach

Behinderung und Gewalt
Certificate of Advanced Studies CAS

Menschen mit Beeinträchtigung, die herausfordernde Verhaltensweisen zeigen, haben Anspruch auf eine professionelle, verständnisorientierte, stabilisierende und strukturell verankerte Begleitung. Der CAS-Kurs vermittelt die vielfältigen Zusammenhänge einer systemischen Krisenintervention sowie methodisches Handlungswissen.

Beginn/Ort/Dauer
Ab 16. August 2017 in Olten
25 Tage, 12 Blöcke à 2 resp. 3 Kurstage

Leitung
Daniel Kasper, lic. phil., HSA FHNW
Dr. Andreas Fischer, HFHS

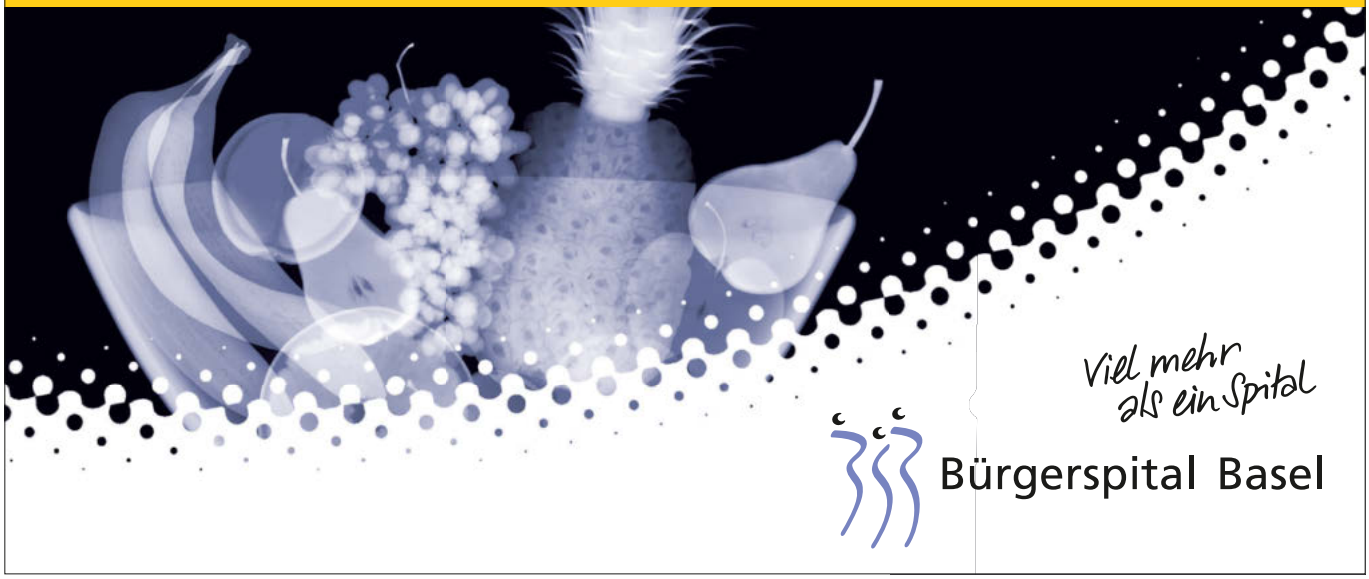
Information und Anmeldung
Hochschule für Soziale Arbeit FHNW
T +41 62 957 20 15, ursina ammann@fhnw.ch

www.fhnw.ch/sozialearbeit/weiterbildung

Betreuung Betagte

Für individuelle Wohnformen im Alter.

In fünf Alterszentren und in der Tagesbetreuung Lindenhof bieten wir persönliche Betreuung und attraktive Ausbildungsplätze. www.buespi.ch



deren Inhalt mittels Piktogrammen veranschaulicht wird. Es geht bei diesen Gesprächen einzig um die Bedürfnisse der Klienten. Sie dürfen deshalb auch darüber entscheiden, wer sonst noch mit dabei ist. Da kann es gut einmal vorkommen, dass ein Beistand oder ein Angehöriger nicht dazu eingeladen wird, was bei diesen auch schon zu Irritationen geführt hat. «Wir helfen den Bewohnern, eigene Wünsche zu entwickeln, und stehen dann auch dafür ein», betont Karin Filli.

Was aber, wenn Menschen mit Behinderung in diesen Gesprächen Wünsche äussern, die kaum zu erfüllen sind? «Diese persönlichen Lagebesprechungen muss man sich nicht als Wunschkonzert vorstellen», hält Filli solchen Befürchtungen entgegen. «Wir hören den Menschen einfach aktiv zu und versuchen herauszufinden, worum es ihnen wirklich geht.» Und: «Jeder muss seinen eigenen Teil dazu beitragen, dass seine Wünsche auch tatsächlich erfüllt werden können.» Manchmal ist es auch eine kleine Kunst, die eigentlichen Anliegen herauszufiltern. Eine Bewohnerin hatte etwa den Wunsch, nur noch allein Mittagessen zu wollen. Filli: «Im Gespräch haben wir herausgefunden, dass sie ein Problem mit einer Tischnachbarin hat. Sie will jetzt auf diese zugehen, um sich mit ihr auszusöhnen.»

«Jeder muss seinen eigenen Teil dazu beitragen, dass seine Wünsche auch tatsächlich erfüllt werden können.»

Karin Filli,
Bereichsleiterin Wohnen AWZ

Unsicherheit in Kauf nehmen

Wie hält es das AWZ mit der Forderung der Behindertenkonvention nach selbstbestimmten und selbstständigen Wohnformen? Roger Cavegn: «Unser Ziel ist es, dass die Menschen so wohnen können, wie sie es wollen und brauchen.» Es werde dabei immer solche geben, die aufgrund ihrer Einschränkungen auf die Begleitung in einer institutionellen Wohneinheit angewiesen sind. Andere hingegen wären sehr wohl in der Lage, mit der nötigen Unterstützung, alleine zu wohnen. Obwohl das finanziell und organisatorisch nicht ganz einfach zu bewerkstelligen sei, ermögliche das AWZ einer Frau, selbstständig in einer von der Institution gemieteten Wohnung zu leben. Cavegn hat zudem eine ausgearbeitete Projektstudie in der Schublade für einen Wohnbau mit Wohneinheiten für Menschen mit und ohne Behinderung. Die Vision des AWZ: «Hier könnten dann zum Beispiel auch Studierende wohnen, die den behinderten Mitbewohnern gewisse Hilfestellungen bieten.» Ganz im Sinn der Behindertenkonvention, die Menschen mit einer Behinderung die Teilhabe am Leben in der Gesellschaft ermöglichen will.

Auf den Weg gemacht hat sich das AWZ in Kleindöttingen auch beim Thema Arbeit. Hier allerdings sehen sich Roger Cavegn und sein Team vor noch grösseren Herausforderungen als beim Wohnen. Bis jetzt haben die Leute möglichst zu 100 Prozent in der Werk- und Tagesstätte gearbeitet. Dafür bestehen ganz bestimmte Begleitstrukturen, und zudem ermöglicht diese Arbeit dem Zentrum Monat für Monat eine verlässliche Einnahmequelle. Und wer das Pensionsalter erreicht hat, der wechselte in eine vorgegebene Beschäftigung. Solche starren Tagesstrukturen sind freilich mit dem «personenzentrierten Ansatz» nicht mehr zu vereinen. Pensionierte können deshalb im AWZ heute bereits frei darüber entscheiden, was sie mit ihrer Zeit anfangen wollen. Und für die anderen ist man daran, Teilzeitarbeitsplätze einzurichten und flexible Arbeitszeiten zu ermöglichen. «Wir werden dadurch, vorübergehend jedenfalls, womöglich gewisse Verluste in Kauf nehmen müssen», ist sich Roger Cavegn bewusst. Auch die Begleitung ist nicht mehr ganz so einfach zu organisieren.

Pensionierte können im AWZ frei darüber entscheiden, was sie mit ihrer Zeit anfangen wollen.

Aber auch die Menschen mit Behinderungen selber stehen dadurch vor einer neuen Herausforderung. Cavegn: «Sie werden sich neu vermehrt selber darum bemühen müssen, ihre freie Zeit sinnvoll zu nützen.» Zum Beispiel, indem sie sich ein Hobby zulegen oder auch einem Verein ausserhalb des AWZ beitreten. Es gehe darum, dass die Männer und Frauen mit Behinderung «ihre eigenen Ressourcen immer besser erkennen und einsetzen lernen, auch zum Nutzen der gesamten Gesellschaft». Beeindruckt erzählt Roger Cavegn davon, wie ein Werkstatt-Mitarbeiter bemängelt hat, dass die jährliche Gratifikation nicht direkt den Mitarbeitenden zugutekommt, sondern direkt mit den Wohnkosten verrechnet wird. Diese berechtigte Kritik habe dazu geführt, dass die Mitarbeitenden ihren Anteil an der «Grati» erhalten.

«Menschen mit Behinderungen können zur Weiterentwicklung des Gesamtsystems beitragen,» betont Cavegn. Vorausgesetzt, sie werden dazu befähigt, etwa mittels einfach verständlicher Informationen. So soll der Geschäftsbericht des AWZ künftig entsprechend aufbereitet werden. Zudem plant die Einrichtung, dass die Klientel an Abstimmungen auf kommunaler, kantonaler und nationaler Ebene teilnehmen kann. Auch dafür braucht es Unterlagen in einer einfach gehaltenen Sprache. «Das Ziel ist, dass dann auch bei uns im AWZ vor Abstimmungsterminen Podiumsdiskussionen und Informationsabende stattfinden, an denen die Abstimmungsvorlagen in eine einfache Sprache übersetzt werden.» ●

Zusammenarbeit der Verbände

Curaviva Schweiz, Insos Schweiz und der Verband für anthroposophische Heilpädagogik und Sozialtherapie (vahs) haben eine gemeinsame Arbeitsgruppe gebildet. Sie werden prüfen, wie sie ihre Institutionen aus den institutionellen Bereichen Kinder und Jugend, Menschen mit Behinderung und Menschen im Alter bei der konkreten Umsetzung der Uno-Behindertenrechtskonvention am besten unterstützen können.

Trotz Gesetzen und Normen ist barrierefreies Bauen immer eine Herausforderung

Vorschriften und Kompromisse

In der Schweiz ist in den letzten 30, 40 Jahren viel getan worden für behindertengerechtes Bauen. Doch auch wenn es heute klare Gesetze und Vorschriften gibt, müssen immer wieder Interessen abgewogen und individuelle Lösungen gefunden werden.

Von Urs Tremp

Die bisherige «Schweizerische Fachstelle für behindertengerechtes Bauen» bekommt Mitte Mai einen neuen Namen: Sie heisst ab dann «Hindernisfreie Architektur – Die Schweizer Fachstelle». Die Namensänderung ist mehr als Kosmetik: Man wolle mit dem neuen Namen sichtbar machen, dass es nicht ums «punktuelle Bauen für Menschen mit Behinderung», sondern generell um «Design for all» gehe. Will heissen: um Barrierefreiheit als Normalität.

Ist denn behindertengerechtes Bauen nicht längst eine Selbstverständlichkeit? Tatsächlich gehören Vorschriften und Leitlinien für das Bauen für Menschen mit Beeinträchtigung inzwischen in jedes kantonale Baugesetz und in die kommunalen Bauordnungen. Kein Architekt, der heute

- Gebäude und Anlagen, in denen Leistungen öffentlich angeboten werden
- Wohnbauten (Anzahl Wohnungen ist entscheidend, die Untergrenzen sind von Kanton zu Kanton unterschiedlich festgelegt)
- Gebäude mit Arbeitsplätzen (in der Regel mit mehr als 50 Arbeitsplätzen)

plant und baut, kommt darum herum, sich mit dem «Design for all» zu beschäftigen.

«Hindernisfreies Bauen» ist eine noch junge Disziplin. Vieles ist noch nicht verwirklicht.

Die Kriterien, die zu erfüllen sind:

- Kann sich jemand im Rollstuhl oder an Krücken autonom bewegen?
- Können sich auch Menschen orientieren, die blind sind oder deren Sehvermögen eingeschränkt ist?
- Sind Leitsysteme durch Gebäude und Anlagen so klar und verständlich, dass sich auch Menschen mit kognitiven Schwierigkeiten zurechtfinden?
- Erhalten Menschen mit Gehörlosigkeit und Schwerhörigkeit adäquate Einrichtungen für einen anderen Sinn eingerichtet (Vibrationsmelder, Leuchtsignale), falls akustische Signale für Orientierung und Kommunikation sorgen (Alarmanlagen, Türklingeln)?

Doch behindertengerechtes Bauen ist eine relativ junge Disziplin. Entsprechend ist eine barrierefreie Schweiz noch nicht verwirklicht. Erst zu gut fünfzig Prozent, sagen die Behindertenverbände. Und immer wieder gibt es Verzögerungen. Jüngst haben die SBB bekannt gegeben, dass sie länger brauchen werden als bis – wie eigentlich verpflichtend versprochen – im Jahr 2023. Dazumal hätten Züge, Perrons und Bahnhofsgebäude barrierefrei umgerüstet und umgebaut sein sollen.

Immerhin haben Verfassung, Behindertengleichstellungsgesetz und Uno-Behindertenrechtskonvention in unserem Land dafür gesorgt, dass die Anliegen der Menschen mit Beeinträchtigungen nicht mehr ignoriert werden können. Bis vor 50 Jahren sah es die Gesellschaft als Schicksal an, wer blind, im Rollstuhl oder gehörlos durchs Leben gehen muss. Diese Menschen lebten zumeist sehr immobil und in Wohnungen (oft in Heimen), die ihren Bedürfnissen kaum entsprachen. Sie waren von der Fürsorge der Mitmenschen abhängig. Von einem selbstbestimmten Leben kaum die Spur.

Es brauchte eine lange Zeit, bis die Anliegen der Behinderten in der Mitte der Gesellschaft ankamen. In den 60er-Jahren gab es erste zaghafte Wortmeldungen. Aber bis die Anliegen in Baugesetzen und -ordnungen einflossen, vergingen noch einige Jahre. Noch 1978 stellte das deutsche Nachrichtenmagazin «Der Spiegel» die Forderung «Baut hindernisfrei» als «neue Forderung» vor. Immerhin erwähnte das Blatt, dass zehn Jahre zuvor in den USA «Blinde, Lahme und Taube, durch Geburt, Unfall, Krankheit oder Krieg Verstümmelte und Verkrüppelte auf Krücken, in Rollstühlen, mit Hunden auf den Strassen Washingtons und San Franciscos» demonstriert hatten und neue Gesetze und ihre Realisierung forderten.

Es war ein langer Prozess, der zur heute verbindlich gültigen SIA-Norm 500 führte.

In der Schweiz ist es vor allem Fritz Nüscheler zu verdanken, dass behindertengerechtes Bauen zum öffentlich diskutierten Thema wurde und in den Gesetzen und in den Normen des Schweizerische Ingenieur- und Architektenverein (SIA) Eingang fanden. Der Zentralsekretär der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft zur Eingliederung Behinderter (1957–84) war ein Vorkämpfer für die rechtliche, wirtschaftliche und soziale Besserstellung von Behinderten. Er war massgeblich beteiligt an der Ausarbeitung der Normen für behindertengerechtes Bauen – in einer Zeit, als Menschen im Rollstuhl in der Eisenbahn noch wie Stückgut in Güterwagen transportiert wurden.

Mitte der 60er-Jahre wurden – damals noch von der Schweizerische Zentralstelle für Baurationalisierung – erstmals Normen für behindertengerechtes Bauen formuliert. Es war der Beginn eines Prozesses, der Behindertenverbände, Behörden und Architekten schliesslich zur heute gültig verbindlichen SIA-Norm 500 führte, die

- Zugänglichkeit, Erschliessung
- Bedienungselemente
- Raumgestaltung (z.B. Anzahl und Grösse von Rollstuhlplätzen, Rollstuhl-WCs usw.)
- Orientierung, Beleuchtung
- Raumakustik, Beschallungs- und spezielle Höranlagen
- Parkplätze, Aussenräume

in Häusern und Anlagen festlegt, die öffentlich sind.

Was auf dem Papier einfach und präzis erscheint, erweist sich in der Praxis freilich als nicht immer ganz einfach. Denn ein wichtiges Kriterium bei allen Bauvorhaben ist die Verhältnis- >>

Barrierefreie Wohnsiedlung mit zentralem Lift und Laubengängen in Dortmund (Post/Welters Architekten & Stadtplaner, Dortmund): Es brauchte eine lange Zeit, bis die Anliegen der Behinderten in der Mitte der Gesellschaft ankamen. Foto: Cornelia Suhan

Pflegefachfrau/-mann

Temporär. Fest. Springer. Pool: Wir finden für Sie jenes Arbeitsmodell, das zu Ihrem Lebensplan passt. Neben beruflichen Herausforderungen bieten wir Ihnen attraktive Sozialleistungen, Vergünstigungen und gezielte Weiterbildungen.

Wann sind Sie zur Stelle?

careanesth
jobs im schweizer gesundheitswesen

Unsere Stellen:

www.careanesth.com
T +41 44 879 79 79

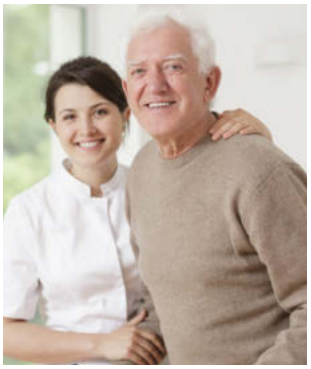
hotelleriesuisse
Swiss Hotel Association

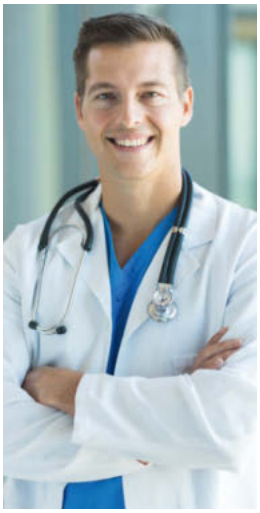
CURAVIVA.CH

PLANEN SIE EIN NEUES PROJEKT?

Hier finden Sie professionelle Berater für Schweizer Institutionen und Heime:
www.curaviva.ch/beraternetzwerk

Mehr Zeit für die Pflege





SAVIVA
Health Services

Ihre Vorteile auf einen Blick:

- ✓ Kosteneffiziente Prozesse im Einkaufsmanagement
- ✓ Zuverlässiger Partner für eine bedarfsgerechte Logistik von medizinischen Verbrauchsmaterial
- ✓ Umfangreiches Sortiment zu einem attraktivem Preis-/Leistungsverhältnis
- ✓ Individuelle, kompetente Fachberatung durch Spezialisten im Health Care Bereich
- ✓ Langjährige Erfahrung in der Gastronomie Belieferung für Heime und Spitäler
- ✓ Effizienzsteigerung mit einfacher, schneller Online-Plattform «Saviva Health Services Integrale»

Kontaktieren Sie uns: 044 870 83 50 oder info@saviva.ch

Preferred Partner:

Attends
Zuverlässig trocken

BSN medical

www.saviva.ch/d/hs

mässigkeit. Nicht selten müssen Gerichte entscheiden,

- ob der wirtschaftliche Aufwand in einer vernünftigen Relation steht zum angestrebten Nutzen
- welche Interessen höher zu werten sind – die des Umweltschutzes, des Natur- und Heimatschutzes oder die Interessen der Behinderten
- ob Verkehrs- und Betriebssicherheit durch behindertengerechte bauliche Massnahmen gefährdet sind.

Zu Interessenabwägungen kommt es immer wieder, wenn historische Bauten behindertengerecht umgebaut werden sollen. Dann müssen Denkmalschutz und Behinderteninteressen Kompromisse finden, die für beide Seiten zu verantworten sind. Es ist ohnehin wesentlich schwieriger, behindertengerecht umzubauen, als neu behindertengerecht zu bauen. Kommen Denkmalschutzanliegen dazu, gleicht die Aufgabe oft der Quadratur des Zirkels. Lösungen, die man einfach aus der Schublade ziehen könne, gebe es in solchen Fällen nie, sagt Eric Bertels, Fachmann für behindertengerechtes Bauen und langjähriger Leiter der entsprechenden Fachstelle im Kanton Basel-Stadt: «Um die Erleichterungen zugunsten behinderter Menschen sinnvoll und nachhaltig umzusetzen, braucht es zumeist ein individuell angepasstes Konzept.»

Die Basler Jugendherberge in einer ehemaligen Seidenbandfabrik: Behindertengerecht umgebaut, ohne die historische Bausubstanz zu zerstören.

Er empfiehlt, zuerst ganz grundsätzliche Fragen abzuklären:

- Wie wird das Gebäude genutzt, und wer hält sich in der Regel darin auf?
- Wie wichtig ist das Gebäude für die Allgemeinheit?
- Welche baulichen Hindernisse für behinderte Menschen sind vorhanden? Welche sind prioritär zu behandeln?
- Wie sehen die gesetzlichen Bestimmungen des hindernisfreien Bauens dazu genau aus?
- Wie lange bleibt dieser Betrieb, diese Dienstleistung usw. voraussichtlich in diesem Gebäude? Gibt es Pläne, das Gebäude anderweitig zu nutzen?
- Welchen Stellenwert hat das Objekt für die Denkmalpflege (denkmalgeschützt, Schutz- bzw. Schonzone usw.)?

Nicht alle Architekten sehen barrierefreies Bauen als baukünstlerische Herausforderung an. Marc Syfrig vom bekannten Luzerner Architektenduo Scheitlin&Syfrig stellt zwar nicht infrage, dass behindertengerechtes Bauen ein Gebot unserer Zeit sei. Jüngst aber hat er öffentlich moniert, dass «das Gesetz viel zu streng» sei. Er bezog sich zwar auf das Luzerner Baugesetz, das tatsächlich strenger ist als entsprechende Gesetze in anderen Kantonen. Aber er sagte auch: «Alle Architekten haben ständig Probleme mit dem Behindertengesetz.»

«Bei Architekten gibt es noch grosse Unsicherheiten beim Thema ‹behindertengerechtes Bauen›.»

Die deutsche Architektin Ursula Fuss, die selbst querschnittgelähmt ist, entgegnet: «Es gibt immer noch eine grosse Unsicherheit und Angst gegenüber diesem Thema. Man verbindet es automatisch mit unattraktiven Räumen und vergisst, dass wir Architekten selbst daran schuld sind, dass sie unattraktiv sind.» Es fehle einerseits das notwendige Wissen und andererseits die nötige Sensibilität.

Zuweilen stehen sich beim barrierefreien Bauen auch die Interessen der Menschen mit unterschiedlichen Einschränkungen gegenseitig im Weg. Kanten und Schwellen an Fussgängerübergängen oder bei Tram- und Bushaltestellen sorgen immer wieder für Auseinandersetzungen: «Diese Kanten sind zwar für Blinde eine essenzielle Hilfe. Für alle anderen sind diese Schwellen aber eine Gefahr», empörte sich eine Anwohnerin, als in Baden die Fussgängerstreifen über eine vielbefahrene Strasse mit einer Mittelinsel versehen wurden. In Zürich gerieten vor wenigen Monaten bei einer neu erstellten Wohnsiedlung die Ansprüche der 2000-Watt-Gesellschaft mit denjenigen einer gehbehinderten potenziellen Wohnungsmieterin in Konflikt. Die Siedlung ist zwar barrierefrei. Aber sie ist auch autofrei. Die Rollstuhlfahrerin aber ist aufs Auto angewiesen.

Möglicherweise werden bauliche Massnahmen allerdings in Zukunft ohnehin obsolet. Inzwischen tüfteln Hightech-Ingenieure an Rollstühlen, an elektronischen Prothesen oder Ersatzaugen, die helfen sollen, Hindernisse mit IT-Technik zu orten und zu überwinden. Die ETH Zürich hat im letzten Herbst einen Rollstuhl vorgestellt, mit dem man Treppen hinunterfahren kann. Und vielleicht haben neue technologische Entwicklungen den schönen Nebeneffekt, dass sie von allein inkludierend sind. Die Diskussion, wie die engen Telefonkabinen rollstuhlgängig gemacht werden sollen, hat sich just dann erledigt, als das Zeitalter der Mobiltelefonie anbrach. ●

Vom Heimkind zum Heimleiter: Sergio Devecchi hat seine Autobiografie veröffentlicht

«Ich kenne den Schmerz der Fremdplatzierten»

Er prägte als anerkannter Heimleiter die professionelle Heimerziehung in der Schweiz mit. Dass er selbst ein Heimkind war, verschwieg er. Nun hat Sergio Devecchi* ein Buch über sein langes Heimleben geschrieben – aufschlussreich für alle, die über Sozialpädagogik nachdenken.

Interview: Susanne Wenger

Sergio Devecchi, Ende 2009 gingen Sie als langjähriger Zürcher Jugendheimleiter in Pension und outeten sich an einer Fachtagung überraschend als ehemaliger Heimbub. In einem Porträt in der Fachzeitschrift «Curaviva» kündigten Sie damals an, Ihre Erfahrungen in Buchform festzuhalten. Warum hat das nun so lange gedauert?

Sergio Devecchi: Ich habe mich damals getäuscht. Ich dachte, mit dem öffentlichen Bekenntnis, dass ich selbst im Heim aufgewachsen bin und keinen Vater habe, sei ich mit meiner Vergangenheit im Reinen. Doch nachdem ich sie jahrzehntelang aus Scham verdrängt hatte, ging es mit der Aufarbeitung erst richtig los. Auch beim Schreiben kam vieles schmerzlich hoch. Ich nahm immer wieder neu Anlauf. Einmal schmiss ich 200 Seiten Manuskript in den Papierkorb.

Sie wurden 1947 als unehelicher Säugling im Heim platziert und blieben dort, bis Sie fast 17-jährig waren. Was sagt das über die Schweiz jener Zeit aus?

Die Geschichte von mir und allen anderen Menschen, die von fürsorgerischen Zwangsmassnahmen betroffen waren, zeigt: Es gab einen Konformitätsdruck. Wer nicht in die gesellschaftlichen Normen passte, bekam diesen Druck in aller Härte zu spüren, vor allem, wenn man der Unterschicht angehörte. Die Familie meiner Mutter im Tessin war nach dem frühen Alkoholikertod meines Grossvaters – ein Kapitän auf dem Luganersee – verarmt. Dann diese Schwangerschaft, eine Schande! Anstatt Menschen in sozialen Notlagen beizustehen, grenzte man sie aus und versorgte sie. Nicht einmal Neugeborene wurden verschont.

«Man hatte damals das Gefühl, Kinder wie ich müssten ‹gerettet› werden.»

Die Verantwortlichen – von den Behörden bis zu kirchlichen Kreisen – waren überzeugt, für diese Familien etwas Gutes zu tun.

Ja, man hatte das Gefühl, Kinder wie ich müssten «gerettet» werden. Man glaubte, es sei besser, wenn ich ins Heim komme anstatt bei meiner unverheirateten Mutter aufzuwachsen. Ein furchtbarer, ein widersinniger Gedanke.

Heute wird kein Kind mehr aus moralisch-sittlichen Gründen fremdplatziert. Oder?

* **Sergio Devecchi,** 69, ist in «Gott hilft»-Heimen in Pura (TI) und in Zizers (GR) aufgewachsen. Später ergriff er selbst den Erzieherberuf und absolvierte in Basel eine der ersten Heimerzieherschulen der Schweiz. Zunächst leitete er die Jugendstätte Bellevue in Altstätten (SG), dann über 20 Jahre das Jugendheim Schenkung Dapples in der Stadt Zürich. 2004 bis 2009 war Devecchi Präsident von Integras, dem Fachverband für Sozial- und Sonderpädagogik. Heute präsidiert er die Stiftung Hirslanden für weibliche Jugendliche und die Stiftung contetto (Sozialpädagogische Familien), beide in Zürich. Sein Buch «Heimweh – vom Heimbub zum Heimleiter» (192 S., 39 Fr.) ist im April im Stämpfli-Verlag Bern erschienen.

«Heimerziehung ist immer ein Spiegel der Gesellschaft», sagt Sergio Devecchi. Im Hintergrund das Jugendheim Schenkung Dapples in Zürich, das er über 20 Jahre lang leitete. Foto: Susanne Wenger

Nein. Dass Eltern unverheiratet oder geschieden sind, spielt keine Rolle mehr. Heute steht einzig das Kindswohl im Zentrum.

Fremdplatzierungen bleiben eine Gratwanderung zwischen Fürsorge und Zwang. Kritiker der heutigen Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden (Kesb) monieren, es sei wieder wie damals bei den Heim- und Verdingkindern. Was sagen Sie dazu?

Das ist blanker Unsinn, populistische Hetze. Die Kesb sind ein Riesenfortschritt. Früher befanden die Behörden der Gemeinde, in der das Kind lebte, über Kindswegnahmen. Oft in Absprache mit dem Pfarrer, wie das auch bei mir der Fall war. Mich führte der Pfarrer der reformierten Diasporagemeinde in Lugano dem Heim zu, gemeinsam mit meiner sorgengeplagten Grossmutter. Niemand hielt eine schützende Hand über mich. Heute gibt es mit der Kesb eine professionelle Behörde, die die Situation aus der Distanz betrachtet. Sie kann objektiver und sachlicher darüber entscheiden, ob das Kindswohl gefährdet ist. Und, ganz wichtig: Die Betroffenen haben heute Rechte, auch die Kinder. Das war zu meiner Zeit nicht der Fall.

«Für das Strafen ist die Justiz zuständig, wir in den Heimen sind Erzieherinnen und Erzieher.»

Woher kommt die teils heftige Kritik an den Kesb?

Frühere Vormundschaftsbehörden waren weniger gut als staatliche Gremien zu erkennen, weil ihnen Personen aus der Gemeinde angehörten: ein Gemeinderat, der Pöstler, die Hausfrau. Die Kesb ist als externe Behörde sichtbarer und damit angreifbarer. Sie wird von rechtsbürgerlichen Kreisen bekämpft, die generell gegen den Staat sind. Die Kesb ist eine dankbare Zielscheibe, weil sie sich wegen ihrer Schweigepflicht schlecht wehren kann. So können sich in den Köpfen der Gegner die Verschwörungstheorien hochschaukeln. Dabei warten die Behörden heute oft sogar zu lange, bevor sie eine Platzierung verfügen.

Aus welchen Gründen?

Unter anderem wegen des Spardrucks. Ich habe als Heimleiter erlebt, wie Heimplatzierungen an den Finanzen scheiterten, >>

obwohl sie angezeigt gewesen wären. Man sucht günstigere ambulante oder teilstationäre Lösungen. Kommt das Kind oder der Jugendliche dann trotzdem ins Heim, erwartet man von diesem Wunder.

Was spricht gegen ambulante Lösungen? Die Heimplatzierung sollte die Ultima Ratio sein.
Es ist eine Frage der Indikation: Was dient dem Kindswohl am besten? Beim einen Kind reicht es aus, wenn seine Familie durch Fachleute begleitet wird, beim anderen nicht. Das sollte aber nicht vom Geld abhängen. Man darf die Massnahmen auch nicht gegeneinanderstellen. Eine Heimplatzierung ist nicht schlechter als eine ambulante Massnahme. Entscheidend ist: Was braucht ein junger Mensch in diesem Moment?

«Die Sozialpädagogik macht einen Kniefall vor der Psychiatrie.»

Sie wuchsen in streng protestantischen Heimen im Tessin und im Bündnerland auf. Weder die Heimleitung noch die «Tanten» und «Onkel», die Sie betreuten, waren für die Aufgabe ausgebildet. Was hat Sie an der damaligen Heimerziehung am stärksten geprägt?
Dass wir Kinder nicht als Individuen betrachtet wurden. Wir hatten keinerlei Privatsphäre. Wir bewegten uns ausschliesslich im Kollektiv und mussten immer wieder schauen, dass wir nicht unter die Räder kamen. Das hat mich fürs Leben geprägt. Ich habe kaum gelernt, enge Bindungen einzugehen, bin oft hilflos, wenn es darum geht, Bindungen zu festigen. Heutige Heimkinder leben zwar immer noch im Kollektiv, doch sie werden individuell gefördert und lernen, Beziehungen zu gestalten. Es spielt eine Rolle, was sie denken und fühlen.

Um Wärme zu spüren, streichelten Sie als Heimbub Tiere oder traten mit nackten Füssen in einen dampfenden Kuhfladen. Wo erhalten heutige Heimkinder Zuwendung?
Etwas vom Wichtigsten sind Mitarbeitende mit annehmender Grundhaltung. Ausgebildete Fachpersonen mit anthropologischer Leidenschaft, die mit den platzierten Kindern und Jugendlichen arbeiten wollen und mit Nähe und Distanz umgehen können. Doch auch ein gut geführtes Heim kann immer nur ein Stück weit Geborgenheit geben. Eine Fremdplatzierung bleibt eine äusserst einschneidende Erfahrung für ein Kind oder einen Jugendlichen. Umso wichtiger ist es, mit dem Herkunftsmilieu zusammenzuarbeiten.

«Ich bezweifle, dass die Kinder und Jugendlichen schwieriger geworden sind.»

Bei Ihnen wurde der Draht zur als liederlich bewerteten Mutter bewusst gekappt.
Ja, die Heimleitung wollte mich ihrem angeblich schädlichen Einfluss entziehen. Das warf einen Schatten nicht nur auf mein Leben, sondern auch auf das meiner Mutter. Erst kürzlich schaffte sie es, bald 90-jährig, mit mir über die Geschehnisse zu sprechen. Im Heim, das ich leitete, haben wir uns stets bemüht, die Eltern mit einzubeziehen. Auch wenn es oft schwierig und zeitraubend war. Die Mütter sind von Schuld- und Versagensgefühlen geplagt, die Väter meist abwesend. Trotzdem sollte ein Heim – im Unterschied zu früher – diese Arbeit leisten.

Als Sozialpädagoge und Heimleiter sprachen Sie nie Strafen aus. Ganz bewusst?
Ich bestrafte auch als Vater meine beiden Söhne nie. Als Heimkind hatte ich die Systematik subtilen oder brutalen Strafens erlebt. Ich wusste, wie ohnmächtig und klein einen das machte. Wir Kinder lebten in ständiger Angst vor den Strafen, wie sie in unserem Heim verhängt wurden: die härteste Arbeit zugeteilt zu bekommen, Schläge, Brennesselbäder, nächtliche Märsche barfuss durch den Schnee. Wir sahen uns vor, waren stets auf der Hut.

Sie arbeiteten später mit schwer dissozialen jungen Männern. Ging das ohne – natürlich angemessen – zu strafen?
Für das Strafen ist die Justiz zuständig, wir in den Heimen sind Erzieherinnen und Erzieher. Wir setzen Grenzen und treffen erzieherische Massnahmen. Für die Jugendlichen ist diese Unterscheidung freilich akademisch. Sie empfinden es immer als Schikane. Deshalb sollten wir uns um Plausibilität bemühen. Die Sanktion muss im Zusammenhang mit dem Verhalten stehen. Im Heim, das ich leitete, nahmen wir einem Jugendlichen das Handy ab, wenn er es trotz Verbot in die Lehrwerkstatt mitgenommen hatte. Denn er sollte sich auf die Ausbildung konzentrieren. Aber wir entzogen ihm das Gerät nie, um ihn für ein Fehlverhalten zu bestrafen, das nichts mit dem Mobiltelefon zu tun hatte.

Sie lenken in Ihrem Buch die Aufmerksamkeit auch auf die Zeit nach dem Heimaustritt. Wie haben Sie diese erlebt?
Ich wurde im Frühling 1964, ein paar Tage nach der Konfirmation, unvermittelt aus dem Heim entlassen. Ein mir unbekannter Verwandter holte mich ab und brachte mich ins Tessin zurück. Andere Heimgspändli wurden in den Zug nach Zürich gesetzt, wo der Vormund sie in Empfang nahm und sogleich als Knechte auf einem Bauernhof verdingte. Weil ich meine gesamte Kindheit und Jugend in der Parallelgesellschaft der frommen Heime verbracht hatte, fiel es mir unglaublich schwer, «draussen» zurechtzukommen. Ich lebte einsam und mittellos in Lugano und geriet an einen Tiefpunkt.

Dann fassten Sie zum Glück doch noch Tritt, auch dank der Unterstützung eines jungen Sozialarbeiters. Wird der Phase nach dem Heimaustritt heute mehr Beachtung geschenkt?
Die Heime schotten sich heute weniger von der Gesellschaft ab, und die Jugendlichen werden auf ein selbstständiges Leben vorbereitet. Doch der Heimaustritt bleibt ein neuralgischer Punkt. Auch heutige Heimjugendliche fallen in eine grosse Einsamkeit, wenn sie plötzlich auf sich allein gestellt sind. Das haben mir viele erzählt. Es bräuchte eine systematische, nachgehende Fürsorge, doch eine solche ist immer noch ein Stiefkind der Heimerziehung. Eine Institution muss die Nachsorge heute auf eigene Initiative und Kosten leisten, was nicht einfach ist.

Sie haben die Geschichte der Heimerziehung in der Schweiz am eigenen Leib erlebt: die «schwarze Pädagogik» mit Gewalt

Einzige Porträtaufnahme aus der Kindheit: Heimbub Sergio Devecchi im Alter von ungefähr sieben Jahren. Foto: Privatarchiv

und Druck, die bewegten Umbruchjahre um 1970, die Professionalisierung in eine positive, aufbauende Richtung. Sind sich die Heime der Vergangenheit genügend bewusst?

Nein, ich erlebe in der Branche eine gewisse Geschichtsblindheit. Viele wissen nicht, wie sich die Heimerziehung entwickelt und modernisiert hat, wie es zu Aufsichtsmechanismen und den Richtlinien des Bundes gekommen ist. Auch bekomme ich zu hören, die Vergangenheit sei vorbei, heute sei alles anders, besser. Ich kann verstehen, dass man in den Heimen sehr beschäftigt ist und wenig Zeit hat. Umso wichtiger wäre es, die Geschichte der Heimerziehung als festen Bestandteil in die Lehrpläne der Fachhochschulen aufzunehmen.

Welche Lehren sollen die Heime aus ihrer Geschichte ziehen?

Dass sie immer ein Spiegel der Gesellschaft sind. Was wir Heimkinder früher erlebten, war ein Teil der gesellschaftlichen Realität. Damals ging es um moralische Aufrüstung, die an uns bedürftigen Kindern durchexerziert wurde. Heute gibt es in den Kinder- und Jugendheimen eine starke Tendenz zur Psychiatrisierung. Auch das widerspiegelt eine gesellschaftliche Entwicklung. Für jede kleinste Verhaltensabweichung wird eine Diagnose erstellt, und die wird immer häufiger auch medikamentös behandelt. Da macht die Sozialpädagogik einen Kniefall vor der Psychiatrie. Die Kinder seien halt «schwieriger» geworden, heisst es.

Ist dem so?

Das bezweifle ich. Vielleicht sind wir in unserer Gesellschaft einfach nicht mehr bereit, Erziehungsverantwortung zu tragen und ein bestimmtes Verhalten von Kindern und Jugendlichen auszuhalten. Niemand mehr hat Zeit. Erziehung ist etwas furchtbar Langweiliges. Sie ist langfristig angelegt. Heute muss aber immer alles schnell gehen. Der sozialpädagogische Berufsstand ist gefordert, sich gegen den Diagnoseaktivismus zur Wehr zu setzen und selbstbewusst den Lead in der Heimerziehung zu behalten.

Als Heimleiter haben Sie sich stark für die Ihnen anvertrauten Jugendlichen eingesetzt. Wie sehr hatte das mit Ihrer Vergangenheit zu tun?

Es hatte sicher damit zu tun, auch wenn mir das in meiner aktiven Zeit nicht bewusst war. Denn ich hatte meine belastenden Erfahrungen ja tief in mir drin vergraben. Was ich wohl mitbrachte, waren feine Antennen. Ich spürte das Heimweh der Jugendlichen, wenn sie mir in meinem Heimleiterbüro zum ersten Mal gegenübersassen. Ich fühlte ihre Trauer hinter der trotzigen Fassade. Ich kenne den Schmerz der Fremdplatzierten. ●

Alltag bewältigen trotz Hör- und Sehbeeinträchtigungen

Soziale Isolation vermeiden

Was hilft Menschen mit gleichzeitiger Hör- und Sehbeeinträchtigung, sich im Alltag zurechtzufinden? Wichtig ist laut einer ZHAW-Studie, dass Betroffene den Mut aufbringen, sich bemerkbar zu machen, und über ein Umfeld verfügen, das sich Zeit nimmt.

Rund eine Million Menschen in der Schweiz hören schlecht. Bei den über 70-Jährigen kommt oft eine abnehmende Sehkraft hinzu. Dies wirkt sich auf die Alltagsbewältigung, die soziale Einbindung und die Sicherheit der Betroffenen aus. Wenn ältere Menschen zum Beispiel das Fleisch in der Pfanne nicht mehr brutzeln hören, die roten Lichter auf dem Induktionsherd nicht mehr sehen oder aufgrund moderner Technik keine Regulierungsknöpfe mehr ertasten können, ändert sich ihr Koch-, Ess- und Gastgeberverhalten.

«In der Pflege werden gerade Hörbeeinträchtigungen zu wenig thematisiert und oft unterschätzt», sagt Pflegewissenschafterin Daniela Händler-Schuster von der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW). Dabei seien Pflegefachpersonen häufig die erste Ansprechperson für zuhause lebende Seniorinnen und Senioren.

In einer ZHAW-Studie hat Händler-Schuster untersucht, wie ältere Menschen ihre Hör- und Sehbeeinträchtigung in den Alltag integrieren, um daraus Empfehlungen für die Pflege abzuleiten. Für die von Stiftungen und Pro-Audito-Vereinen finanzierte ZHAW-Studie wurden 46 betroffene Frauen und Männer über 70 Jahre befragt.

Hören bedeutet Dazugehören

Eine zentrale Erkenntnis der ZHAW-Studie: Kommunizieren zu können, ist für die Betroffenen entscheidend und hat Einfluss darauf, wie gut sie neue Hilfsmittel ins Leben integrieren. Die Kommunikation braucht jedoch genügend Zeit. Denn während Hören und Verstehen bei Normalhörenden oft halb bewusst nebenher läuft, erfordert es bei Menschen mit Hörbeeinträchtigung Konzentration, was ermüdet.

Mühe bei der Verständigung haben die Befragten besonders in Gruppen. Um peinliche Situationen zu vermeiden, verzichten sie auf gesellige Anlässe oder Aktivitäten. «In Gesellschaft fühlen sie sich durch ihr mangelndes Hörvermögen abgekapselt», erläutert Händler-Schuster. «Von einer angeregten Diskussion bleiben oft nur Wortfetzen übrig.»

Meistens sind es Personen aus dem Umfeld, die die Hörproblematik ansprechen und damit einen Abklärungsprozess ins Rollen bringen. Die Betroffenen selbst merken von der schleichenden Hörverminderung häufig nichts oder wollen sie nicht wahrhaben. Pflegende können hier laut Händler-Schuster eine wichtige Rolle spielen, indem sie Beeinträchtigungen erkennen, erste Hörscreenings durchführen und weitere Abklärungen veranlassen. Gleichzeitig können sie Betroffene und Angehörige sensibilisieren, ihnen Informationen bereitstellen und sie im Veränderungsprozess begleiten.

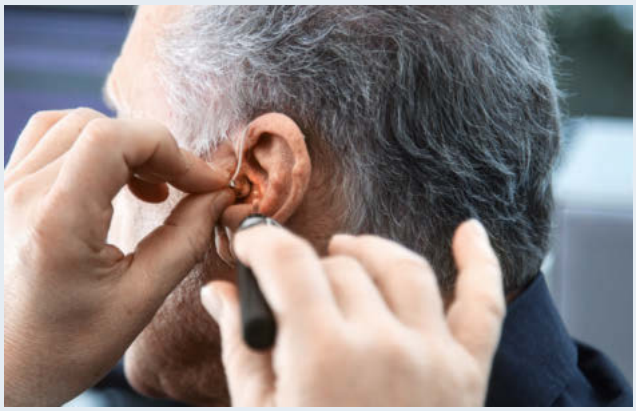
Menschen mit einer Hörminderung müssen aktiv neue Strategien für den Alltag entwickeln.

Wie weiter nach der Diagnose?

Nach der Diagnose setzen sich die Betroffenen typischerweise mit Folgen im Alltag, in der Beziehung und im Sozialleben auseinander. Abhängigkeitsgefühle und Angst vor einer weiteren Verschlechterung wechseln sich dabei ab mit der Hoffnung, das alte Hörvermögen wiederzuerlangen. Schliesslich integrieren die Betroffenen ihre neue Hörrealität in den Alltag. Dies gelingt, wenn sie den Herausforderungen mit neuen Strategien und Hilfsmitteln aktiv begegnen. «Vor dem Theaterbesuch lesen sie zum Beispiel das Stück, an einem Vortrag bitten sie den Redner, ein Mikrofon zu nutzen, und in einer Diskussion geben sie das Gesprächsthema auch mal selbst vor, um sich zu beteiligen», so die ZHAW-Pflegewissenschafterin.

Hemmnisse überwinden

Wesentlich ist im Veränderungsprozess die Unterstützung von Familienangehörigen und Gleichgesinnten. Vor allem aber braucht es Mut, sich zu exponieren und für seine Bedürfnisse einzustehen. Schwieriger fällt dies Personen, die Angst und wenig Selbstvertrauen haben, an Mehrfacherkrankungen leiden oder Krisen durchleben – ausgelöst etwa durch den Tod des Partners. Auch hier sieht Händler-Schuster Potenzial bei den Pflegefachpersonen: «Sie können die Betroffenen stärken, indem sie ihnen helfen, eine stabile Lebenssituation zu schaffen, soziale Netzwerke auszubauen oder an Aktivitäten teilzunehmen.» *(ut)*



Hörbehinderung im Alter: Technische Hilfsmittel und Mut.

Kent Haruf erzählt im Roman «Unsere Seelen bei Nacht» von einer Liebe im Alter

Geschichte aus dem Doppelbett

Was wird daraus, wenn man mit jemandem das Bett teilen möchte, damit man nachts nicht mehr so allein ist? Der amerikanische Autor Kent Haruf erzählt in «Unsere Seelen bei Nacht» von einer älteren Frau und einem älteren Mann, die sich auf ein Wagnis einlassen. Und er erzählt, wie das Umfeld darauf reagiert.

Von Urs Tremp

Autor Kent Haruf: Lakonischer Ton, eindringliche Geschichte.

Es ist ein stilles Buch. Und es ist ein etwas trauriges Buch. Aber damit verrät man schon ein wenig zu viel, wenn man auf den Roman – es ist wohl eher eine Erzählung – «Unsere Seelen bei Nacht» von Kent Haruf aufmerksam machen will. Kent Haruf? Der amerikanische Autor, der vor etwas mehr als zwei Jahren im Alter von 71 Jahren gestorben ist, ist hierzulande kaum bekannt. Das wird sich nun möglicherweise ändern. Der Zürcher Diogenes-Verlag hat Harufs letzte Erzählung, die erst nach seinem Tod unter dem Titel «Our Souls at Night» in den USA erschienen ist, jetzt auf Deutsch herausgebracht – unter dem wörtlich übersetzten Titel «Unsere Seelen bei Nacht».

Die Geschichte, die Haruf erzählt, beginnt an einem Maiabend («an evening in May just before full dark») und mit einem Vorschlag: Ob er ihr den Gefallen tue, des Abends zu ihr und in ihr Bett zu kommen, fragt Addie Moore ihren Nachbarn Louis Waters. Das tönt nach dreister Anmache. Aber es geht nicht um Sex. «Wie meinst Du das?», fragt Louis. «Ich meine, dass wir beide allein sind. Wir sind schon viel zu lange uns selbst überlassen. Seit Jahren. Ich bin einsam. Ich dachte, du vielleicht auch. Deshalb wollte ich fragen, ob du zu mir kommen und bei mir übernachten würdest und mit mir reden.»

«Wir sind schon viel zu lange uns selbst überlassen. Ich bin einsam. Ich dachte, du vielleicht auch.»

Nicht mehr allein einschlafen

Addie und Louis sind beide um die siebzig Jahre alt und verwitwet. Sie möge nicht mehr allein einschlafen, erklärt Addie das Ansinnen, das Bett mit einem Mann zu teilen, den sie kaum kennt.

Kent Haruf
«Unsere Seelen bei Nacht»
Diogenes-Verlag
196 Seiten
28.90 Fr.

Die Nacht, das ist die dunkle Seite des Tages, in der Gedanken die Einsamen heimsuchen, die sie verscheuchen möchten, aber nicht können. Sie rauben den Schlaf, und niemand ist da, mit dem man reden und der einen in den Schlaf begleiten könnte.

Louis versteht das. Er nimmt die Einladung an. Fortan verbringen die beiden die Nächte zusammen, erzählen sich aus ihren Leben. Es sind den Schicksalsschlägen zum Trotz eigentlich unspektakuläre Leben. Er war Lehrer, sie war angestellt bei der Stadtverwaltung in Holt, einer amerikanischen Kleinstadt, die Schriftsteller Haruf für seine Geschichten erfunden hat. Die Kinder führen längst ihre eigenen Leben fernab von Holt.

Addie und Louis erzählen sich des nachts von ihren Familien, von Ereignissen in ihren Leben. Sie korrigieren die Bilder, die sie voneinander hatten. Sie werden immer vertrauter, es entsteht Intimität.

Klatsch in der Kleinstadt

Doch es ist das Wesen einer Kleinstadt, dass eine derartige nächtliche Zweisamkeit den Mitmenschen nicht verborgen bleibt. Was für Addie und Louis eine wunderbare Bereicherung und Befreiung ist, ist in den Augen der engherzigen und kleingeistigen Holter ein Skandal. Sie tratschen. Und trotz der grossen räumlichen Distanz erfahren auch die Kinder der beiden von der nächtlichen Gemeinschaft. Denn Addies Sohn deponiert das Enkelkind bei der Grossmutter. Ein Verhängnis nimmt seinen Lauf.

Trotzdem: «Unsere Seelen bei Nacht» ist eine wunderbare Liebesgeschichte. Dass sie in einem lakonischen Ton daherkommt, macht sie eindringlich. Haruf zeichnet wunderbar genau Menschen, wie wir sie – auch wenn wir nicht in den USA leben – sehr gut kennen. «Eine bewegende, zutiefst menschliche Geschichte. Was für ein herrliches Buch! Wir sind beglückt», jubelte die «NZZ am Sonntag».

«Unsere Seelen bei Nacht» ist übrigens bereits verfilmt worden. Der Film mit Jane Fonda und Robert Redford in den Hauptrollen sollte noch in diesem Jahr in die Kinos kommen. ●

UPGRADE –Viersternkomfort ohne Baustress

Komfort steigern und Risiken bei Umbauphasen minimieren.

Sanierungen im Pflegebereich sind ein heikles Vorhaben. Lärm und Schmutz belasten Patienten und Personal. Bei umfangreicheren Umbauten kommt es zu finanziellen Einbussen, wenn nicht der Betrieb gar eingestellt werden muss. Eine Lösung ist der Einsatz temporärer Pflegeräume in modularer Leichtbauweise.

Um den von Patienten heute geforderten hohen Qualitätsstandard, wie zum Beispiel eine individuelle Nasszelle pro Zimmer, in der Pflege zu erreichen, müssen Räume ständig angepasst werden. Positive Raumwirkung trägt zum Wohlbefinden wesentlich bei. Angenehme Oberflächen, Haptik, Beleuchtung und Akustik, sowie technisch hervorragende Ausstattung werden verstärkt nachgefragt und stellen einen wesentlichen Vorteil im Wettbewerb dar. Um einen solchen Standard zu erreichen, müssen umfangreiche und zeitintensive Umbauarbeiten durchgeführt werden. Grosse Belastungen während der Bauphase sind die Folge. Dadurch steigt das wirtschaftliche Risiko.

Wohlfühlen ohne Stress
Temporäre Pflegräume in Modulbauweise bieten den geforderten Komfortstandard bei einer Bauzeit innerhalb kurzer Zeit. Durch Erhaltung des vollen Betriebes entstehen keine Betriebslücken. Die Betriebskonzepte bleiben auch während längerer Umbauphasen vollständig aufrecht, und Mitarbeiter und Patienten kommen kurzfristig in den Genuss zeitgemässer Räume. Der wirtschaftliche Betrieb ist weiterhin gewährleistet, ganz ohne Belastungen.

Qualität und Nachhaltigkeit
Temporäre Pavillons erfüllen, trotz des zeitlich begrenzten Einsatzes, dieselben Voraussetzungen an Schall- und Wärmeschutz wie dauerhafte Neubauten. Angenehme Materialien, robuste Bauweise und ein ausgereiftes Technikkonzept sichern Raumqualität und Wohlbefinden.

Finanzierung
Bei der Finanzierung gibt es Lösungen, die individuell auf die Bedürfnisse der Betreiber reagieren. Es werden , je nach Nutzungsdauer Miete und Kauf angeboten. Auch der Rückkauf bestehender Anlagen durch ERNE, zu vorab klar definierten Konditionen, ist möglich und besonders für mittelfristige Einsätze geeignet.

Angebote
ERNE AG Holzbau verfügt über einen grossen Mietpark. Wie reagieren mit unseren Lösungen individuell und massgeschneidert auf ihre Bedürfnisse. Diese werden in ein- oder mehrgeschossiger Ausführung angeboten. Eine Anpassung an individuellePflegeanforderungen ist jederzeit möglich. Innerhalb weniger Monate werden die Anlagen geplant, adaptiert und geliefert. Funktional sind diese nicht eingeschränkt und bieten komplette Stationseinheiten inklusive Pflegezimmer, Stationsstützpunkten, Aufenthaltsbereichen, Untersuchungsbereichen, Apotheken, Cafeteria, Küche, Verwaltungsbereichen und sogar Küchen, Wäscherei sowie Logistik.

Aktuell verfügen wir über einen Bettenpavillon von bis 1600 m^2 mit Platz für 25 Einzel- oder Doppelzimmer, der ab Ende 2017 zur Nachnutzung zur Verfügung steht. Kontaktieren Sie uns.

Kontakt
Michael Liechti | Bereichsleiter Modulare Gebäudelösungen
T +41 62 866 15 66 | michael.liechti@erne.net

Bernd-Matthias Riemer | Bereichsleiter Gesundheit
T +41 62 866 15 65 | bernd.riemer@erne.net
ERNE AG Holzbau | Werkstrasse 3 | CH-5080 Laufenburg | www.erne.net

Ernährung

Farbige Rezepte aus langen Lebensjahren und vielen Kulturen

Essen bedeutet Geniessen, Feiern und Gespräche führen. Menüs können zudem viele Erinnerungen wecken. Alte Menschen und Pflegende haben deshalb ihre Lieblingsrezepte im Buch «Farbig wie das Leben. Band 2» zusammengetragen.

Von Claudia Weiss

Die Rezepte in diesem besonderen Kochbuch «Farbig wie das Leben» sind genauso, wie es der Titel verspricht: bunt, gluschtig und vielseitig. Und sie sind zugleich gesammelte Erinnerungen. Erinnerungen an viele gelebte Jahre der Bewohnerinnen und Bewohner des Alters- und Pflegeheims Baumgarten Bettlach/Selzach SO. Und Erinnerungen an die verschiedenen Herkunftsländer ihrer Pflegefachpersonen. Allein die Namen klingen vielversprechend: Chriesi-Tschoppen, Gerbaud-Schnitten, Laubfrösche, Junggesellen-Toast oder Pfunggi – wer wüsste nicht gern, welche Leckerei dahintersteckt?

Hinter vielen Rezepten stecken aber vor allem Geschichten, oft fröhliche, voll mit lebhaften Bildern von früher. Manchmal aber auch traurige, wie Christina Affentranger Weber in Gesprächen mitbekam: «Eine Bewohnerin erzählte mir, dass sie früher stundenlang die gefangenen Fische ihres Mannes ausnehmen und kochen musste. Im Altersheim ass sie dann keinen Happen Fisch mehr.» Die heutige Leiterin Fachbereich Erwachsene Behinderte bei Curaviva war zur Entstehungszeit des Buchs noch Gesamtleiterin des Alters- und Pflegeheims Baumgarten. Ihr war wichtig zu zeigen, dass Lebensfreude umso wichtiger ist bei Menschen, die alt und teilweise krank sind.

Ein Koch war dabei, eine Ernährungsberaterin nicht: «Gesund ist, was Freude macht.»

Diplomarbeit des Heimkochs

«Natürlich gibt es schon viele Kochbücher», räumte sie ein, als auf ihr Vorhaben kritische Äusserungen laut wurden. Aber der erste Band von Rezeptsammlungen hatte sich als so beliebtes Geschenk für Mitarbeitende und Angehörige entpuppt, dass die 1000 Exemplare nach drei Jahren ausverkauft waren. Dieser erste Band war eigentlich aus der Diplomarbeit des damaligen Stellvertreters Leiter Verpflegung entstanden: Er war auf die Idee gekommen, dafür die Lieblingsrezepte der Heimbewohnerinnen und -bewohner zu sammeln. «Ich fand es schade, die Diplomarbeit einfach in einer Schublade verschwinden zu lassen», sagt Christina Affentranger. Kurzerhand liess sie ein Buch daraus gestalten.

Als dieses ausverkauft war, beschloss sie deshalb, statt einer Neuauflage lieber einen zweiten Band zu gestalten, wiederum mit Rezeptsammlungen von Bewohnerinnen und Bewohnern, Pflegefachleuten, freiwilligen Mitarbeiterinnen und neu auch Mitarbeitenden von der Spitex, die inzwischen dazugehörten. Ein wichtiger Akteur war der Koch, denn was zählte, war die Zungenprobe: «Wir kochten die Rezepte nach, überprüften die Angaben und testeten den Geschmack», erzählt Affentranger. Eine Ernährungsberaterin wirkte auch diesmal nicht mit. Die Rezepte bestehen ohnehin grossteils aus farbigen, schmackhaften und gesunden Zutaten. Aber auf eine genaue Analyse des Nährwerts verzichtete sie: «Gesund ist, was Freude macht.»

Optischer Genuss ergänzt die Gaumenfreude

Damit man sich gut zurechtfindet, ist das Buch thematisch unterteilt in Abschnitte wie «Fleisch», «Fisch» oder «Beilagen». Ausserdem soll es ganz einfach auch optisch Freude machen: Jeweils zwischen ein paar Rezepten sind stimmungsvolle Landschaftsaufnahmen eingestreut.

Bei so vielen gesammelten Erinnerungen wäre es an sich schön, auch die dazugehörenden Geschichten zu erfahren. Dieser Teil fehlt, das Rezeptbuch ist, was es heisst – ein Buch mit gesammelten Rezepten. Vielleicht bringt dereinst ein dritter Band dazu auch noch die gesammelten Erinnerungen. ●

«Farbig wie das Leben. Band 2», Rezeptsammlung Alters- und Pflegeheim Baumgarten, 38 Franken, zu bestellen via E-Mail: info@aph-baumgarten.ch oder telefonisch: 032 644 21 91

Kolumne

Produktivität – ein Thema mit Potenzial

Es ist bedauerlich, wenn aus Angst vor Leistungsabbau eine seriöse fachliche Diskussion zum Thema Produktivität abgeblockt wird.

Von Monika Weder

Vertreter und Vertreterinnen aus sozialen und Gesundheitsinstitutionen begegnen dem Thema Produktivität mit Skepsis bis vehementer Ablehnung. Zielt die Stossrichtung ausschliesslich auf eine erhöhte Produktivität durch Mehrarbeit beim Personal, auf weniger Zeit für die vulnerablen Menschen, auf Leistungs- und Qualitätsabbau, ist dies nachvollziehbar. Doch diese Betrachtungsweise greift zu kurz. Es ist höchst bedauerlich, wenn aus Angst vor Leistungsabbau oder Verschlechterung der Arbeitsbedingungen eine seriöse fachliche Diskussion abgeblockt wird.

Wir brauchen eine klare Definition, was bei Angeboten in den Bereichen Betreuung, Erziehung, Begleitung und Pflege unter «Produktivität» zu verstehen ist.

Es leuchtet sofort ein, dass der Begriff zu kurz greift, wenn beispielsweise bei der Begleitung Jugendlicher durch Sozialpädagogen nur der Zeitaufwand erfasst wird, ohne die längerfristige Wirkung dieser Begleitung mit einzubeziehen.

Das Thema Produktivität kann aus ganz verschiedenen Perspektiven angegangen werden. Untersucht werden können etwa Effekte der Raumgestaltung, ICT-Hilfsmittel, Personal oder gesetzliche Vorschriften. Wir brauchen beispielsweise eine Debatte über die Frage, welche Vorgaben zwar Aufwand bedeuten, aber keinen Beitrag zur Qualität leisten, oder wo falsche Anreize bestehen. Zu dieser Debatte gibt es bereits erste Hinweise in einer Studie von Avenir Suisse zur Situation in Altersinstitutionen*.

Auch unkonventionelle Ansätze müssen geprüft werden: Im schwedischen Göteborg wurde testweise ein Sechs-Stunden-Tag bei vollem Lohn eingeführt. Für das Alters- und Pflegeheim Svartedalens hat sich das Experiment gelohnt: die Ausfälle durch Krankheit seien deutlich gesunken, die Produktivität entsprechend gestiegen.

Ob auch in der Schweiz ein solcher Effekt eintreten würde, weiss man nicht. Der Versuch in Schweden zeigt jedoch, dass neue, unkonventionelle Ideen Erfolg haben können. Eine breite, offene Diskussion zur Produktivität in diesem Sinn ist ein Gewinn für die Branche.

**J. Cosandey, K. Kienast; Avenir Suisse: «Neue Massstäbe für die Alterspflege. Organisation und Finanzierung einer gesellschaftlich immer wichtigeren Aufgabe», 2016.*

Monika Weder leitet den Geschäftsbereich Bildung bei Curaviva Schweiz

Kurznachrichten

Alter

Die Männer holen auf

Das Bundesamt für Statistik (BfS) hat im April die neuesten offiziellen Zahlen zur Lebenserwartung in der Schweiz veröffentlicht. Demnach liegt die Lebenserwartung bei Geburt für die Periode 2008–13 bei den Schweizer Männern inzwischen bei 80,1 Jahren. Bei den Frauen liegt sie bei 84,5 Jahren. Verglichen mit einem Jahrzehnt früher, werden die Männer 2,9 Jahre und die Frauen 1,7 Jahre älter. Das bedeutet, dass die Männer gegenüber den Frauen aufholen. Bereits im 19. Jahrhundert war ein Männerleben in der Schweiz kürzer als ein Frauenleben; die Differenz stieg bis Ende der 80er-Jahre auf 6,9 Jahre. Seither schrumpft der Unterschied. Die markante Zunahme der Lebenserwartung der Männer lässt sich laut dem BfS mit einer deutlich geringeren Sterblichkeit der älteren Männer erklären. In den anderen Altersklassen geht die Sterblichkeit leicht, aber stetig zurück.

Neue Zürcher Zeitung

Kritik an Pflegeheimen

In Deutschlands Pflegeheimen erhalten Demenzkranke zu viele Psychopharmaka, um sie ruhigzustellen oder aggressives Verhalten zu unterbinden. Zu diesem Schluss kommt eine Untersuchung, die im Auftrag des Bundesgesundheitsministeriums durchgeführt wurde. Eigentlich seien nur wenige Wirkstoffe zum temporären Einsatz bei Demenzkranken zugelassen. Trotzdem bekämen viele Patienten dauerhaft Neuroleptika, die vornehmlich zur Behandlung von Wahnvorstellungen und Schizophrenie entwickelt wurden. «Der Nutzen ist nicht besonders gross», heisst es in der Studie, «aber man geht damit relative viele Risiken ein.» Die Untersu-

chung nennt Verhaltensstörungen, Schlaganfälle oder Stürze als Nebenwirkungen. Die Studie weist darauf hin, dass in anderen Ländern wie Schweden, Frankreich oder Finnland Pflegebedürftige mit Demenz in Heimen deutlich seltener Psychopharmaka erhalten.
Süddeutsche Zeitung

Kommt Alzheimer aus dem Darm?
Dass sich bei der Alzheimer-Krankheit sogenannte Plaques im Gehirn ablagern, ist bekannt. Doch warum passiert das? Frida Fåk von der schwedischen Lund-Universität und ihre Kollegen haben eine Vermutung: Bei Mäusen haben sie nachgewiesen, dass körpereigene Mikroben die Bildung der Alzheimer-Plaques im Gehirn beeinflussen. Tiere mit Alzheimer hatten andere Bakterien im Darm als gesunde. Nachdem die Forscher die Bakterien kranker Tiere in gesunde Artgenossen eingespritzt hatten, bildeten die gesunden Tiere vermehrt typische Alzheimer-Plaques im Gehirn. Wie die Bakterien die Produktion dieser schädlichen Ablagerungen ankurbeln und welche Keime dafür verantwortlich sind, ist aber unklar. Frida Fåk vermutet, dass die Stoffwechselprodukte der Mikroben das Immunsystem im Darm beeinflussen und so Entzündungsprozesse im Gehirn hervorrufen. «90 Prozent aller Abwehrzellen des Immunsystems sitzen im Darm. Daher beeinflussen die Vorgänge im Darm immunologische Prozesse im ganzen Körper, auch im Gehirn.» Frida Fåk sagt: «Wir hoffen, dass sich der Alzheimer-Krankheit vorbeugen lässt, wenn wir unsere Darmflora das ganze Leben über gesund halten. Alzheimer ist eine Krankheit, die sich über viele Jahre hinweg entwickelt. Wenn es gelingt, ihren Verlauf zu verlangsamen, bekommen die Betroffenen vielleicht erst mit 90 Jahren die ersten Symptome.» Deshalb sollten insbesondere ältere Menschen auf eine gesunde Ernährung achten. Denn weil Ältere oft weniger zu sich nehmen, sei es umso wichtiger, dass sie das Richtige essen.
Deutschlandfunk

Behinderte Erwachsene

Behinderte wurden diskriminiert
Das Heilbad Unterrechstein ist vom Kantonsgericht Appenzell-Ausserrhoden wegen Diskriminierung verurteilt worden. Das Bad hatte vor fünf Jahren behinderten Jugendlichen den Zugang verweigert mit der Begründung, Behinderten werde nur zu speziellen Öffnungszeiten Einlass gewährt. Andere Badegäste könnten sich gestört fühlen. Verschiedene Behindertenorganisationen reichten Klage ein. Das Gericht hat nun festgestellt, dass die Badbetreiber gegen das Behindertengesetz verstossen haben. Private, die Dienstleistungen öffentlich anbieten, dürfen Behinderte nicht aufgrund ihrer Behinderung diskriminieren. Das Bad hat die Prozesskosten samt Parteienentschädigung von 34 000 Franken zu tragen.
SRF1, Regionaljournal Ostschweiz,

Bekämpfung von Sozialmissbrauch
Nachdem der Strassburger Menschenrechtsgerichtshof den Schweizer Sozialversicherungen verboten hat, mutmassliche Betrüger von Detektiven observieren zu lassen, will der Bundesrat das Sozialversicherungsrecht ändern. Die Richter in Strassburg haben gerügt, die gesetzliche Grundlage in der Schweiz sei für Observationen zu dünn und zu unbestimmt. Nun hat der Bundesrat einen Entwurf für die Änderung des Sozialversicherungsrechts in die Vernehmlassung geschickt. Das neue Recht soll den politisch weitgehend unbestrittenen Einsatz von Sozialdetektiven auf eine solide rechtliche Basis stellen. Demnach sollen versicherte Personen heimlich observiert, fotografiert und gefilmt werden können, sofern es konkrete Anhaltspunkte für Sozialmissbrauch gibt und die Abklärungen sonst aussichtslos wären oder unverhältnismässig erschwert würden. Eine Observation darf allerdings nur an allgemein zugänglichen oder einsehbaren Orten und während höchstens 20 Tagen innerhalb von 3 Monaten stattfinden.
Neue Zürcher Zeitung

Wahlrecht für geistig Behinderte
Die deutsche Bundestagsvizepräsidentin Ulla Schmidt (SPD) wendet sich dagegen, dass Zehntausende Menschen mit Behinderungen nicht an der Bundestagswahl im September teilnehmen dürfen. Sie fordert, dass im Bundeswahlgesetz Ausschlüsse vom Wahlrecht «schnellstmöglich» gestrichen werden. «Das Grundrecht, zu wählen, muss endlich für alle volljährigen Bürger unseres Landes gelten, und die Diskriminierung von Menschen mit geistiger Behinderung, psychischen Krankheiten und Demenzerkrankung ein Ende haben.» Schmidt verweist auf eine Studie des Bundessozialministeriums, nach der mehr als 80 000 Menschen in Deutschland eine Betreuung in allen Angelegenheiten haben und deshalb von der Wahl ausgeschlossen sind. «Darüber hinaus dürfen auch über 3000 Menschen, die in der Psychiatrie untergebracht sind, weil sie im Zustand der Schuldunfähigkeit eine Straftat begangen haben, nicht wählen. Aus meiner Sicht ist es nicht hinnehmbar, so vielen Menschen pauschal ein elementares Bürgerrecht vorzuenthalten – obwohl gar nicht klar ist, ob sie nicht mit entsprechender Hilfestellung eine Wahlentscheidung treffen könnten.» Die Ausschlüsse widersprächen zudem der UN-Behindertenrechtskonvention.
AFP

Kinder & Jugendliche

Kinder-Ombudsstelle gefordert
Der Bundesrat soll eine neue Kinder-Ombudsstelle einrichten. Dafür setzt sich eine Gruppe von Politikerinnen von links bis rechts ein. Zuvorderst kämpft Nationalrätin Christine Buillard-Marbach (CVP) für das Anliegen. Die Co-Präsidentin der Parlamentarischen Gruppe Kinder und Jugend hat schon einmal eine Motion zum Thema eingereicht. Die Schweiz sei aufgrund der UN-Kinderrechtskonvention zur Einrichtung einer Anlaufstelle verpflichtet, sagt sie. SP-Nationalrätin Yvonne Feri spricht von einer «verpassten Chance» des Bundesrats. Dieser hat in der Vorlage für eine nationale Menschenrechtsinstitution auf eine solche Stelle verzichtet. Es gebe schon genügend Anlaufstellen für Kinder in den Kantonen. Zudem seien die Kosten (1 Million Franken) zu hoch. Irène Inderbitzin, Geschäftsführerin von Kinderanwaltschaft Schweiz, die Kinder und Jugendliche und ihre Angehörigen in juristischen Fällen berät, unterstützt das Anliegen: «Die Kinder sind angewiesen auf eine unabhängige Anlaufstelle.» Denn nicht immer entscheide das Umfeld zu ihrem Wohl.

NZZ am Sonntag

Medizin

Cholesterin: Gene sind entscheidend

Zwar kann fetthaltiges Essen den Cholesterinspiegel im Blut erhöhen. Doch für das Risiko, Opfer eines Herzinfarkts oder eines Schlaganfalls zu werden, spielen die Essgewohnheiten eine viel geringere Rolle als bisher angenommen. Eine breit angelegte Studie (Fourier-Studie), deren Ergebnisse Mitte März veröffentlicht wurden, zeigt vielmehr, dass die genetische Veranlagung viel entscheidender ist, ob der Körper viel oder wenig Cholesterin produziert. Cholesterin braucht der Mensch, denn ohne Cholesterin kann der Körper keine Zellwände herstellen und keine Hormone und Gallensäuren bilden. Darum auch ist es wenig sinnvoll, ganz auf gesättigte Fettsäuren («böse Fette») zu verzichten, wie das viele Menschen tun, die auf den Cholesterinwert achten. Am besten sei eine ausgewogene Ernährung, sagen die Forscher. Wer genetisch bedingt zu hohe Cholesterinwerte im Blut habe, für den gebe es inzwischen gute und wirksame Medikamente.

Frankfurter Allgemeine Zeitung

Neue Bücher

Pro Senectute und die Schweiz

Vor 100 Jahren, 1917, betrug die durchschnittliche Lebenserwartung in der Schweiz für Frauen 57, für Männer 54 Jahre. Eine Altersvorsorge gab es nicht. Arbeit bis zum Lebensende war für die grosse Mehrheit der Bevölkerung harte Notwendigkeit. Wer aber alt und gebrechlich wurde und darum nicht mehr arbeiten konnte, geriet unvermeidlich in die Armut. Die oftmals grosse materielle Not alter Menschen war vor 100 Jahren Anlass zur Gründung der Stiftung «Für das Alter» – der heutigen Pro Senectute. Zum Jubiläum ist ein Buch erschienen, das die Geschichte der Entwicklung der schweizerischen sozialen Institutionen aufzeigt. Es führt vom Landesstreik 1918 über die Einführung der AHV 1948 bis in die heutige Zeit, wo Langlebigkeit und die Sicherung der Altersvorsorge im Vordergrund stehen und Pro Senectute sich für ein aktives, erfülltes Alter engagiert. Reich bebildert zeigt das Buch, wie dramatisch sich das Altern in den letzten 100 Jahren gewandelt hat und welch grosse Rolle tragfähige sozialer Netze spielten.

Kurt Seifert «Eine Jahrhundertgeschichte – Pro Senectute und die Schweiz 1917–2017», Verlag «hier und jetzt», 168 Seiten, 39 Fr.

Anzeige

küsnacht

CURAVIVA.CH

WEIL GUTES PERSONAL ZÄHLT

Küsnacht am Zürichsee gilt dank ausgezeichneter Lage als attraktive Gemeinde in der Nähe von Zürich. Die Abteilung Gesundheit erbringt mit ihren Alters- und Gesundheitszentren für die Bevölkerung Dienstleistungen von hoher Qualität. Im Rahmen einer Nachfolgeregelung suchen wir per Januar 2018 eine erfahrene Persönlichkeit als

Leiter / Leiterin Gesundheit 100%

In dieser spannenden Funktion sind Sie verantwortlich für die Leitung der beiden gemeindeeigenen Alters- und Gesundheitszentren Tägerhalde und Wangensbach. Diese bieten insgesamt rund 150 Bewohnenden ein Zuhause und beschäftigen 160 Mitarbeitende. Sie führen den Betrieb personell und finanziell nach dem Ressourcen-Modell und nach betriebswirtschaftlichen Kriterien. Als Leiter / Leiterin Gesundheit entwickeln Sie Ihren Bereich laufend weiter und setzen die Strategie des Gemeinderates und der Alters- und Gesundheitskommission im Bereich Alter und Gesundheit um.

Voraussetzung für diese interessante und fordernde Tätigkeit sind ein Hochschulabschluss in Betriebswirtschaft und Management sowie profunde Erfahrung im Alters- und Gesundheitswesen. Wenn Sie zudem mehrjährige Führungs- und Projektleitungserfahrung mitbringen, kommen Sie unserer Wunschkandidatur bereits näher. Als kommunikativer und empathischer Teamplayer und Mitglied des oberen Kaders der Gemeindeverwaltung können Sie gleichermassen auf die Anliegen der Bewohnenden als auch der Mitarbeitenden, der Bevölkerung und der Behörden eingehen. Betriebswirtschaftliches und zukunftsorientiertes Denken und Handeln sowie Offenheit gegenüber Veränderungen sind für Sie eine Selbstverständlichkeit. Sie gehen Neuerungen engagiert und aktiv an, können diese implementieren und andere dafür begeistern und motivieren. Dabei glänzen Sie mit Ihrem Verhandlungsgeschick und Durchsetzungsvermögen.

Haben wir Interesse an dieser herausfordernden, vielseitigen und sinnvollen Aufgabe geweckt? Dann freuen wir uns auf Ihre Bewerbung **bis am 28. Mai 2017** per Post oder E-Mail an: e.tel@curaviva.ch oder **CURAVIVA Schweiz, Personalberatung**, Frau Elise Tel, Zieglerstrasse 53, 3000 Bern 14. Frau Tel gibt auch gerne Auskunft unter der Nummer 031 385 33 63.

www.curaviva.ch/personalberatung

CURAVIVA.CH

FACHKONGRESS ALTER 2017

DIE ALTERSPFLEGE VON MORGEN – VORAUSSCHAUEN UND AKTIV MITGESTALTEN

19./20. SEPTEMBER 2017 · MONTREUX MUSIC AND CONVENTION CENTRE

FRÜHBUCHER-RABATT bis 30. Mai 2017

Mit dem
Schweizer Spitzenkoch

ANTON MOSIMANN

www.congress.curaviva.ch

THE GLOBAL AGEING NETWORK formerly IAHSA

senesuisse

Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Eidgenössisches Departement des Innern EDI
Bundesamt für Gesundheit BAG

Bausteine für eine effiziente Verwaltung:

Lobos 3.X

Lobos

LOBOS Informatik AG

Auenstrasse 4
8600 Dübendorf

Airport-Business-Center 64
3123 Belp

Tel. 044 825 77 77
info@lobos.ch
www.lobos.ch

Unsere Software Lobos 3.X bietet die grösste Modulvielfalt, und unsere Mitarbeitenden verfügen über jahrelang gewachsenes Know-how – beides für die effiziente Verwaltung Ihrer sozialen Institution. So gewinnen Sie immer: Zeit und Geld natürlich, aber auch Freude an der Arbeit.

Wenn Sie wissen möchten, was mit uns und unseren Bausteinen alles möglich ist, fragen Sie uns oder unsere Kunden. Eine umfangreiche Referenzliste für den Branchenprimus Lobos 3.X finden Sie unter lobos.ch im Internet.